

Bernhard Wiens

LEBEN IM GEHÄUSE

WOHNEN ALS PROZESS DER ZIVILISATION

TELEPOLIS

Inhaltsverzeichnis

Titel

Einleitung

In Smart City treffen zwei Bewegungsräume aufeinander

Das Auto, die Küche und die Intelligenz der Stadt

Kleine Geschichte der Aborte, Toiletten und Bäder

Gesellig ist, wer gerne etwas von sich gibt

Vom Wandel des Wohnzimmers

Die gehäutete Familie

Vom Wandel des Schlafzimmers

Das Gehäuse der Welt

Baden zwischen Lust und Revolte

Kleine Geschichte der Badezimmer, Badehäuser und Volksbäder

Städtisches Wohnen im Spiegel seiner Utopien

Die Realität zerplatzt an der Blase

Im Dialog mit dem Anderen erneuert sich die Stadt

Ein Gespräch über den Wandel von Stadtutopien

Die Stadt: Erfindung oder Erfahrung?

Smart City löst in Europa geteilte Reaktionen aus

Die Garage rockt das Haus

Nebenräume und Nebengebäude sind Ideengeber nicht nur in Palo Alto

Fußnoten

Klappentext

Impressum

Einleitung

Ein Rundgang durch Wohnhäuser verschiedener Jahrhunderte wirkt konventionell. Die Zimmer werden als Blackbox behandelt, jedes für sich, aus dem Zusammenhang gerissen. Gleich aus dem ersten Kapitel geht hervor, dass das Gegenteil der Fall ist. Die Küche steht im Mittelpunkt, dehnt sich aus, greift auf andere Räume aus, schrumpft, wandert an den Rand oder nach unten in Richtung des Souterrains. Die zunehmenden technischen Prozesse in der Küche sind Prozesse der Zivilisation. Die Stellung der Räume bezeichnet die Stellung der Menschen zueinander.

Zieht sich die Küche im Zeichen der Rationalisierung auf ein Minimum zusammen, folgt ihr das in Zeilenbauweise eingereihte Haus, und in der Stadt ist Platz für wohnungsnahes Grün - oder für wohnungsnahe Straßen. Dann wieder werden um die Küche Kreise der Wohnlichkeit gezogen.

Jeder Raum hat seine Zivilisationsbrüche. Im Wohnzimmer wird die Frontstellung von Schrankwand und Sofa aufgebrochen. Die Familie verläuft sich. Futuristische Designer entwarfen und entwerfen Sofas gleich als begehbare Skulptur, als Zimmer in sich. Die Moderne hat die Kette von Inneneinrichtung - Wohnung - Haus - Stadt - Landschaft einem einheitlichen Programm unterworfen. Es handelt sich jeweils um eine Verschiebung der Maßstäblichkeit, aber die

Strukturprinzipien sind die gleichen. "Vom Sofakissen zum Städtebau" lautet ein bezeichnender Buchtitel. Vielleicht soll auch der neue Studiengang "Urban Design" diesen Zusammenhängen, die gesellschaftlich begründet sind, gerecht werden.

Die Kette beginnt nicht erst mit der Inneneinrichtung, sondern kann noch innerlicher gefasst werden: als Einrichtung und Auskleidung unserer Seele. Sigmund Freud schreibt zur Traumsymbolik: "Das einzig Typische, das heißt die regelmäßige Darstellung der Person als Ganzes ist die als Haus." Das Design gehört zur Seele wie die Seele zum Design - was Werbepsychologen schon lange spitz bekommen haben. Die Seele ist ausstaffiert.

Das "ganze Haus", von dem Freud symbolisch spricht, hat es als Form agrarischen Wirtschaftens einmal gegeben. Der Haushalt befand sich unter einem Dach, ohne Zwischenwände, wenn vom Hallenhaus die Rede ist. Der Haushalt war gemeinschaftlich, selbst wenn die Arbeitsteilung hierarchisch war, begründet und überwacht durch die Herrschaft. Das konnte die Frau des Hauses sein, die die Schlüsselgewalt innehatte. Als nach und nach Wände und immer mehr Wände eingezogen wurden, war die Arbeitsteilung sachlich begründet. Das Haus isolierte und funktionalisierte nunmehr die Menschen nach bestimmten Tätigkeiten und Verrichtungen. Das "Bauhaus" - oder übergreifend der "Werkbund" - versuchte die Wände wieder zu schleifen mit

seinem Konzept des "fließenden Raumes". Diesmal könnte es als demokratischer Ansatz bezeichnet werden.

Die Form der losen Folge der Kapitel, die bereits in Telepolis.de erschienen sind und überarbeitet sowie ergänzt wurden, blieb in dieser Zusammenstellung für das eBook erhalten. Überschneidungen wurden nicht eliminiert. Überschneidungen und Fluktuationen der räumlichen Funktionen sind Moment einer realen historischen Entwicklung. Das schlagende Beispiel sind Aborte, Toiletten und Bäder. Unterschiede sind zunächst schichtabhängig. Auf der einen Seite blieben arme Haushalte auf - wenn nicht gar gemeinschaftliche - Aborte beschränkt und verfügten über keinerlei Waschraum, auf der anderen Seite finden sich fürstliche Badehäuser, welche die Notdurft vergessen machten. Das noblere Bürgertum bot und bietet Gästetoiletten an.

Aber die Emanzipation von Abort und Bad ist letztlich nicht gelungen. Die Gründe sind nicht nur praktischer, sondern vielmehr psychologischer Natur. Ausscheidung und Reinigung liegen enger zusammen, als mancher sich das offiziell wünscht. Darauf gründet sich die Psychoanalyse. Die Sprache greift diese Nachbarschaft auf. Toilette, WC, Klosett bezeichnen sowohl den Gegenstand des "Kerngeschäfts" als auch den ganzen Raum. Im Raum sind jedoch, als wären sie nebensächlich, auch die Waschgelegenheiten untergebracht. "Überschneidung der Raumfunktionen" heißt, dass

jedes Ding von verschiedenen Seiten betrachtet werden kann.

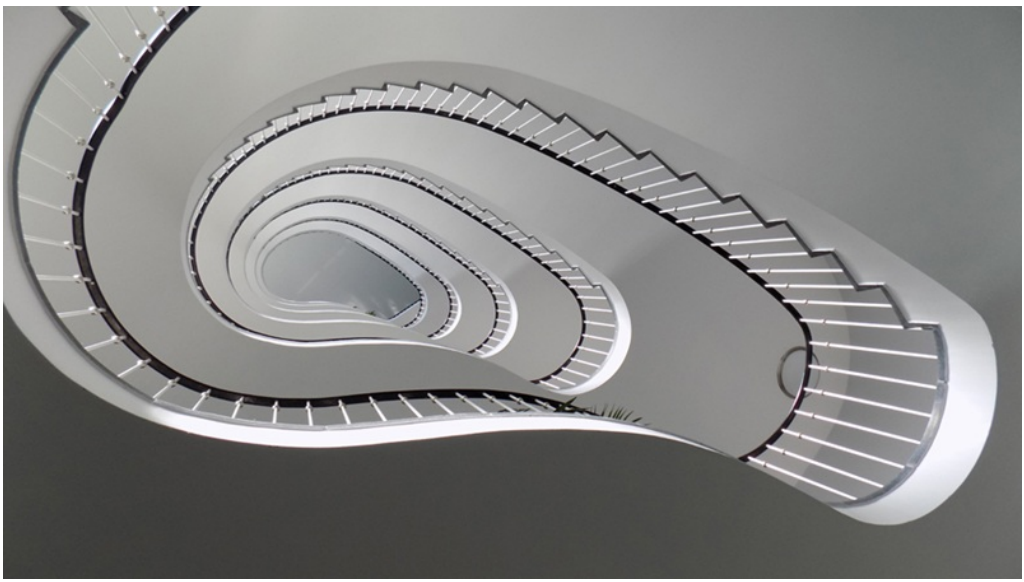
So unterschiedlich wie die Entwicklung der Wohnräume ist, kann für sie alle der Ansatz von Norbert Elias zugrunde gelegt werden. Mit der Entwicklung von Scham und Peinlichkeit geht der "Prozess der Zivilisation" einher, die fortschreitende Distanzierung der Gesellschaftsbürger - und später der Familienmitglieder - voneinander. Auch der eigene Körper wird durch Intimisierung von dieser Distanzierung erfasst. Der "Prozess der Zivilisation" prägte und prägt maßgeblich das Wohnen.



Alte Münze, Berlin. Bild: Bernhard Wiens

Nicht behandelt wird das Haus im Haus: das Treppenhaus. Es wäre einer Betrachtung wert. In der Renaissance beeindruckten die vor die Gebäudefront gestellten Treppentürme. Im Barock wurden die

Treppen nach innen gelegt und erlaubten die Wahl zwischen linkem und rechtem Aufgang. Der repräsentative Charakter des Schlosses oder Palastes wurde durch Freitreppen unterstrichen. Der Empfangscharakter von Vestibülen und Treppen verlor sich allmählich bis zu Mietskasernen, deren Hausflur so dunkel ist, dass man schnell hindurch möchte. Oder es gab erst gar nicht den Flur, weil die Tordurchfahrt für Pferdefuhrwerke reserviert war. Der Kreis schließt sich, wenn die Außentoilette "halbe Treppe", auf den Absätzen zwischen den Stockwerken, untergebracht ist. Treppenaufgänge scheinen den Vermietern oder Hauseigentümern nicht gewinnträchtig genug zu sein. Dabei ist das Treppenhaus der halböffentliche Raum des Mehrparteienhauses, der als Bühne für nachbarschaftliche Begegnungen aufbereitet werden könnte.



Treppenhaus von 1954. Bild: Bernhard Wiens

Wer mehr zu Treppen erfahren möchte, dem seien Gaston Bachelard ("Poetik des Raumes") und Georges Perec empfohlen. In seinem Roman "Das Leben. Gebrauchsanweisung" unternimmt Perec einen akribisch dokumentierten Rundgang durch das Haus, der die Geschichte eines ganzen Jahrhunderts erzählt.

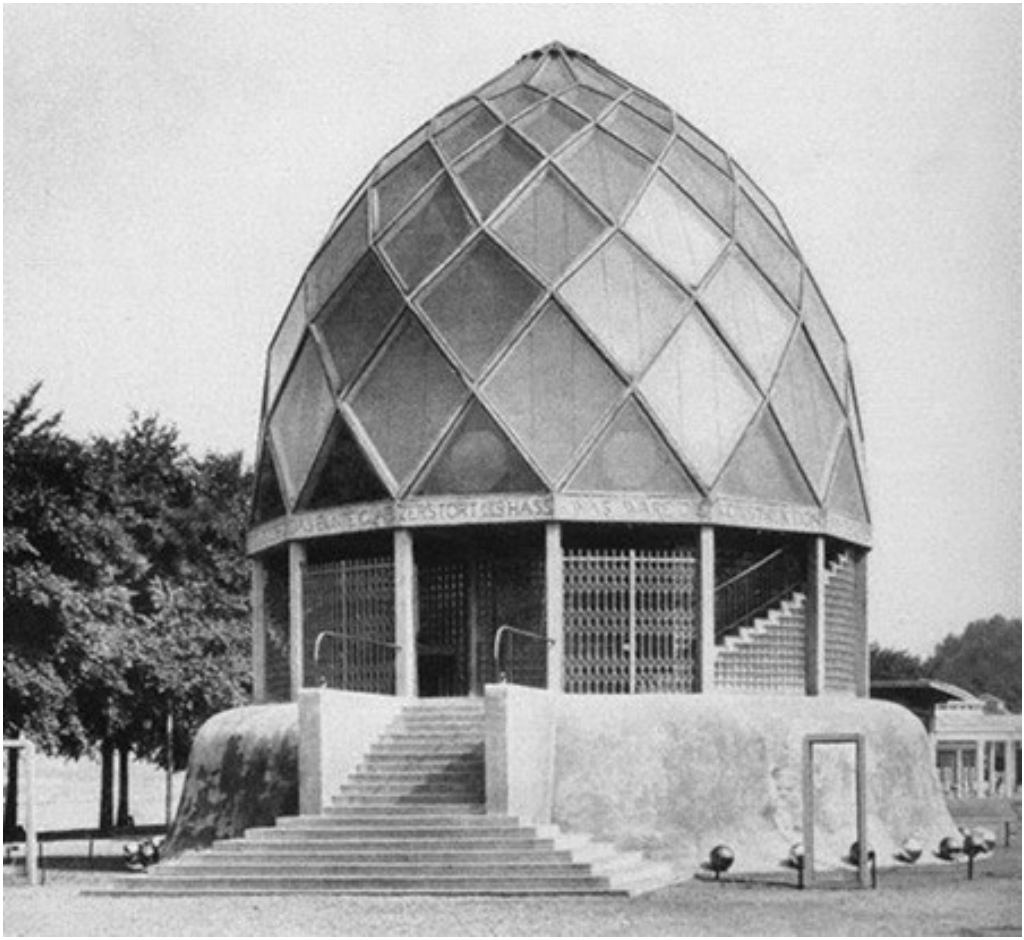
In Smart City treffen zwei Bewegungsräume aufeinander

Das Auto, die Küche und die Intelligenz der Stadt

Das Bild der Stadt, wie es im vorigen Jahrhundert von Walter Benjamin bis Kevin Lynch [1] beschrieben worden ist, war flüchtig. Es wurde jedes Mal neu aus dem Gedächtnis rekonstruiert, wenn die Empfindungen des Flaneurs wie eine "Äolsharfe" in Schwingungen versetzt wurden. Er konnte sich glücklich verlaufen, wenn er den Grundriss der Stadt aus seiner inneren Wahrnehmung heraus zu lesen versuchte. Er konnte filmische Gaukeleien sehen, während die Stadt als kinetische Erfahrung an ihm vorbeiglitt. Heute ist die Stadt flüchtig angesichts ihres Bildes. Das Bild verbessert die schwächelnde Stadt - Augmented Reality. Das Bild zaubert Störungen und Wegstrecken hinweg. Überholt die virtuelle Stadt die autogerechte Stadt? Ist es gleichgültig, wo ich mich aufhalte in der ubiquitären Stadt, da ich jederzeit verbunden bin?

Das Schaltungsversprechen im Smart Grid intelligenter Städte macht aus dem Flaneur einen Surfer und aus dem Surfer einen Knotenpunkt im kybernetischen System der Dinge. Aber wo sitzt die Steuerung? Ist es die Makro-Zentrale einer "unsichtbaren Hand", die uns vorausschauend und ohne Umschweife zu den richtigen

Orten bringt oder die Orte uns näherbringt? Ist es der Kühlschrank, der uns seine Fehlbestände meldet, während wir, sonst wo unterwegs, unseren elektronischen Fußabdruck hinterlassen? Sind die Kontrolleinheiten in Irland stationierte Server-Parks, oder sind es elektronische Rathäuser? Die Vermutungen reichen von ganz groß bis ganz klein.



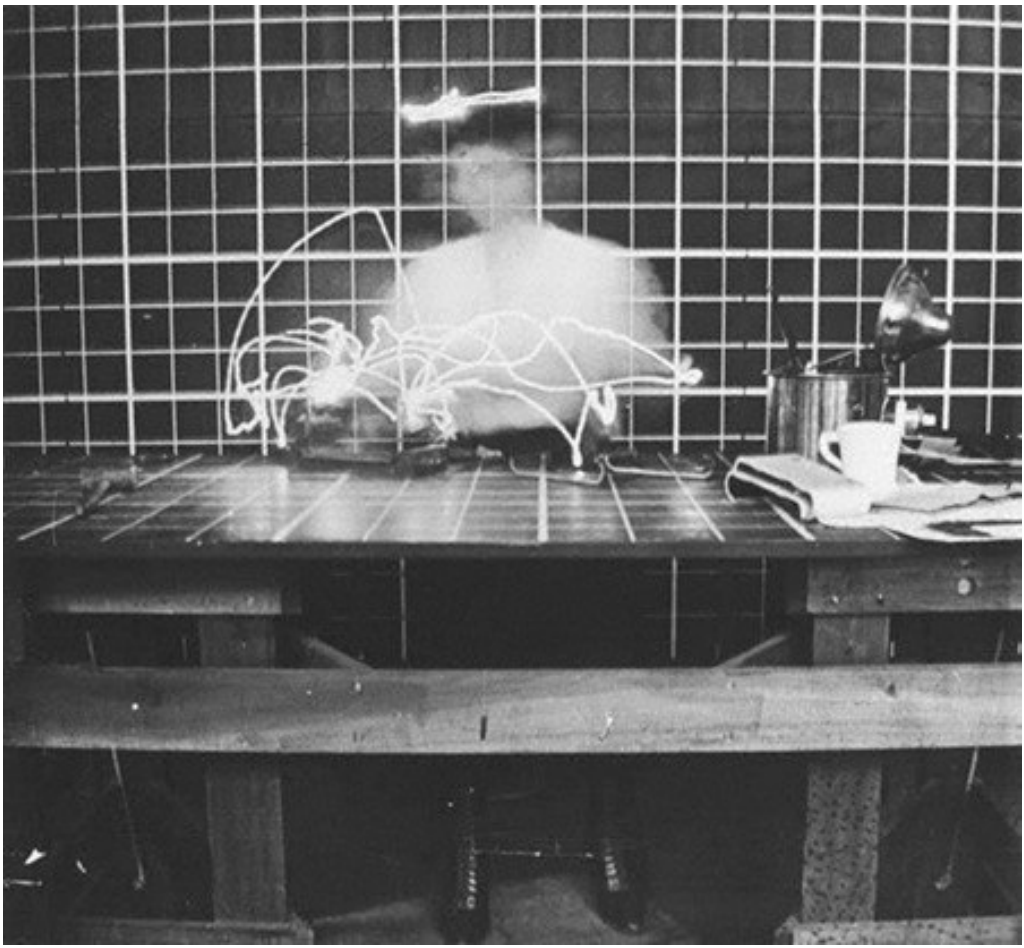
Bruno Taut: Glashaus-Pavillon, 1914. Bild: Public Domain

Seit der "Geist der Maschine" die Städte der Moderne erfasst hat, rutschen die Maßstabsebenen ineinander. Bruno Taut hatte mit dem einem Kristall nachempfundenen Haus versucht, Mikro- und Makrokosmos zusammenzubringen. Das Licht des Alls wird im Kristall lebendig. Vom Stall bis zur "Stadtkrone" richtet sich alles nach demselben kosmischen Prinzip. In der Aufbruchszeit der Sowjetunion galt der Architekt als "Organisator des Lebens". Alles kam aus einer Hand: Stadt, Quartier, Straße, Wohnung und Möblierung. Ob Kochtopf, Fassade oder Reißbrettstadt, es war Teil einer "epochalen Ganzheit".

Hat es der frühe Soziologe Ferdinand Tönnies vorausgeahnt, dessen Hauptwerk [2] sich zu der Formel zuspitzen ließe: Das Zentrum der Gesellschaft ist die Gemeinschaft, das Zentrum der Gemeinschaft ist das Haus, und das Zentrum des Hauses ist der Herd. Das wurde zum Programm Frank Lloyd Wrights.

Oikos umfasst den Haushalt als ökonomischen und architektonischen Gegenstand. Es ist der Inbegriff des "ganzen Hauses". Wenn im Haus embryonal alle Funktionen enthalten sind wie in der Stadt, rückt ein "Maschinenraum" in den Brennpunkt: die Küche. Die kulturgeschichtliche Wanderung der Küche an den Rand des Hauses und wieder zurück macht sie zum Drehmoment und Symbol des Wandels der Funktionsaufteilungen der Wohnung. Analog dazu verliefen die Funktionstrennungen der

"Maschinenstadt" in Wohnen (streng genommen Schlafen), Arbeiten und Freizeit am Kulminationspunkt der Moderne vor 1933. Ihre tragende Rolle behielt die Küche bis heute, wo der "Geist der Medien" die Stadt beherrscht. Sie ist Ausgangspunkt der technischen Rationalisierung des Wohnens und wird zum Endpunkt der raumentbundenen Vernetzung der Stadt.



Die Bewegungsstudien von Frank und Lilian Gilbreth (hier 1914)

wurden auch auf die Hausfrauentätigkeit angewendet. Bild: National Museum of American History, Behring Center. Lizenz: CC-BY-1.0

Die historische Frage lautet: Befindet sich die Küche "mitten unter den Gästen" oder abseits? Seit der Renaissance wurde sie allmählich an die Peripherie der Paläste gedrängt. Die Essmanieren verfeinerten sich, der Gebrauch des Messers wurde eingeschränkt, und die Gefühle von Scham und Peinlichkeit schufen Distanz und Distinktion zwischen den Tischgästen. Es ist der von Norbert Elias beschriebene "Prozess der Zivilisation". Die Zubereitung des Essens wurde "hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens" verlegt. Das Bürgertum holte die Entwicklung nach, bis die Küche in der Gründerzeit zum Hinterhof hinausging, mit separatem Dienstbotenaufgang. Für die bürgerliche "Respektabilität" war sie Tabuzone geworden.

Mit der Abwanderung der Dienstboten in die Industrie wuchs die Belegungsdichte der Wohnungen. Auch in der Küche wurden Schlafstätten aufgeschlagen, womöglich noch an einen Schlafburschen, der in Schicht arbeitete, vermietet. Erster Weltkrieg und Wirtschaftskrise verschärften das Wohnungselend. Die sozialreformerischen Planer der Weimarer Zeit schufen Abhilfe mit der "Wohnung für das Existenzminimum". Mit den Häuserzeilen des Neuen Bauens vollbrachten sie das Kunststück, die Enge der Blockrandbebauung etwa Berlins aufzulösen und Freiraum zu

schaffen für "soziales Grün". Licht, Luft und Sonne wurden auch für die Lohnabhängigen möglich, indem das Wohnen rationalisiert, konzentriert wurde. In der bekanntesten, von Margarete Schütte-Lihotzky für die Frankfurter Siedlungen Ernst Mays entworfenen Variante (1926) zog sich die Küche bis auf 6,5 m^2 zusammen. Vorbild dieser Involution des Wohnens war die Speisewagenküche.



Rekonstruktion der Frankfurter Küche (1926) in originalgetreuen,

Fliegen abhaltenden Farben. Bild: Christos Vittoratos. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Nun musste die Hausfrau wieder heran, obwohl zunehmend durch Berufstätigkeit belastet. Zeitökonomie war geboten, und jeder Handgriff war ergonomisch vorberechnet. Das Lehrbuch hatte Christine Frederick geschrieben: "Efficiency Studies in Home Management". Sie übertrug Fr. W. Taylors Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung auf den Haushalt, und heraus kam ein "Fordismus Frankfurter Prägung", wobei es Schütte-Lihotzky im Sinne des Bauhaus gelang, Funktionalität und Ästhetik in ihrer Einbauküche zu vereinen. Die Architektin vertrat ein gleichsam sozialdemokratisches Modell der wertfreien Angleichung sozialer Schichten durch Technik. Hausarbeit wurde wie die Arbeitskraft von Automobilarbeitern betrachtet. Es blieb bei der Verbesserung des "verkochten und verbügelten Lebens".

Nicht aber blieb es beim Grün, das die Siedlungen der aufgelockerten und gegliederten Stadt durchziehen sollte. Denn auch die neue städtische Funktionstrennung in Wohnen, Arbeiten und "Sich erholen" verlangte nach einer Infrastruktur, welche den täglichen Lebenszyklus mit der effizientesten Zeitökonomie herstellt. "Die Autos beginnen in den Straßen zu defilieren", schrieb Le Corbusier, und die Stadt symbolisiert "die mechanischen Kräfte der Geschwindigkeit". Sie sollte "nicht größer als eine Stunde" sein. Befanden Verfechter der neuen Hauswirtschaftslehre, dass die

Hausfrauen "Deutschland vor dem Bankrott" retten können, so schrieb Le Corbusier: "Das Auto hat die Großstadt getötet, das Auto muss die Großstadt retten."

Herzerweiterung

Im Kleinen ging es los. Le Corbusier entwarf "ein Haus wie ein Auto". Einerseits sollte es in Serie produziert werden nach dem Taylorsystem und standardisiert sein nach dem Ford-System, andererseits konnte es dank der Stahlskelettbauweise auch auf Stützen gestellt werden. Es ging weiter mit Stadtentwürfen. Der Rhythmus der Maschine gab nicht nur den Takt der Produktion vor, sondern in Le Corbusiers Stadtvisionen auch den Takt der Konsumtion, des Wohnens und des Verkehrs. Um Platz zu schaffen, schlug er den Abriss der Pariser Altstadt vor und ging mit der Bebauung in die Vertikale. Die Horizontale war dem gerasterten Verkehrsnetz auf mehreren Ebenen vorbehalten.

Was aber war von der Auflockerung durch Grün geblieben, die die Gestaltung von Gartenstädten der Vorkriegszeit prägte und die Le Corbusier kannte wie etwa das beschaulich an die Topografie angeschmiegte Dresden-Hellerau? Bei ihm wurden Satellitenstädte daraus, und Grünstreifen dienten der abgezirkelten Abgrenzung von anderen Teilen der *funktionellen Stadt*, die als Ganzes serientauglich war: "Städte am laufenden Band".



Von Le Corbusier und Pierre Jeanneret für die Stuttgarter Weissenhofsiedlung entworfene Maison Citrohan (lautmalerisch an die Autofirma angelehnt). Bild: Christos Vittoratos. Lizenz: CC-BY-SA-2.5

Der Weg von den Gartenstädten bis zu Le Corbusiers Stadtvisionen und weiter mutet wie ein Umschlag von Utopie in Dystopie an und folgt doch demselben Prinzip. Der Raum wird nicht mehr nach der Maßgabe von Euklid und Newton, sondern relativ gestaltet. Die Grenzen werden fließend und überspringen die Aufteilung von innen und außen. Voraussetzung war die Trennung von Stütze und Wand. Innen und außen werden funktional einander zugeordnet. Die Funktionsorientierung ist zu einer rhythmischen Gestaltfolge vereinheitlicht, ist typisiert. Die orthogonale Struktur wird durch

Hebungen und Senkungen gegliedert Das Schema gilt für Gartenstadtzeilen wie für die Einrichtungsgegenstände der Frankfurter Küche. Es gilt auch für die Beine der Tillergirls, eine damals bekannte Revuetruppe. Es war, wie Siegfried Kracauer schreibt, eine "Girlsmaschine". Allein die Veränderung der Maßstäblichkeiten vom Wohnraum bis zum Städtebau bringt die extremen Resultate hervor.



Le Corbusiers Ville radieuse (1924), realisiert in einer Coverversion der 1980er Jahre? Hongkong/City One. Bild: WING. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Ist die Küche das "wärmende Herz des Hauses", sich nach den

umliegenden Räumen öffnend wie bei Frank Lloyd Wright, oder ist sie funktional nach außen, zum Kräutergarten hin orientiert wie in der Landhaus- und Gartenstadt-Konzeption von Hermann Muthesius? Diese Optionen waren nach 1945 ebenso gegeben wie die Alternative von aufgelockerter und gegliederter versus fraktaler und zergliederter Stadt. Paradoxerweise boten die Zerstörungen die Chance, die Städte "ins Gesicht der Landschaft" einzuschreiben. Eine Planergruppe um Hans Scharoun schlug 1946 vor, Berlin nicht nur durch Verkehrswege, sondern auch durch grüne Bänder zu erschließen, die ohne feste Raumkanten den Übergang in die offene Flusslandschaft bilden. Die Reste urbanen Lebens würden zu Clustern zusammengezogen.



Was wie Science-Fiction aussieht, war in den 1960ern für Kreuzberg geplant. Bild: Georg Kohlmaier/Carsten Krohn

Ein Wettbewerb von 1957 signalisierte die Entscheidung: Wo Grün hätte sein sollen und können, wurde Straße. Der meistdiskutierte Entwurf von Alison und Peter Smithson überzog die Stadt komplett mit einem Verkehrssystem auf mehreren Ebenen. Zwar distanzierte sich das Paar von Le Corbusier dahingehend, dass die Verkehrswegestruktur nicht an ein gleichförmiges Raster, sondern an die realen Gegebenheiten angepasst war, aber sie zitieren ihren Übervater zustimmend: "Der gewaltige Säulengang, der am Horizont als verblassender Streifen verschwindet, ist eine erhöhte Autobahn." Der Entwurf liest sich wie eine Blaupause zur

zeitgleichen Absicht der Verkehrsplaner, die Stadt, geteilt oder nicht, mit einem Ring und Tangenten von Autobahnen zu überziehen. Beispielhaft wäre der Kreuzberger Oranienplatz, heute ein Zentrum größter urbaner Vitalität, von der Autobahn ausgelöscht worden.



Unscheinbare Zubereitungsinseln (Otl Aicher 1982) führten eine Küchenwende herbei. Bild: Bulthaup

Es war die Zeit der Kahlschlagsanierung und des Betonbrutalismus. Wie ihre Vorgänger vertrat diese Gruppe einen Architektur-Urbanismus: "Der Gliederung jedes Gebäudes muss die Erneuerung der gesamten Gesellschaftsstruktur anhaften." Und das war die Massenmotorisierung. Das Design der Stadt ist ein Design der Bewegung. Aber der Versuch, den Autoverkehr zu steuern, schlug ins Gegenteil um. Suburbanisierung und Polyzentrierung schwemmten den Verkehr auf - eine Kausalität, die nicht minder umgekehrt zutrifft. In dem Maße, wie das Auto nach der "Stunde Null" durch abgespecktes Design den Fetischcharakter eines neuen Mittelstandes ausstellte, wurde die Küche als Symbolraum eines "demonstrativen Konsums" veredelt, bis beides, Funktion und Demonstration; wieder zusammenkam.

Kücheninseln, Stadtinseln und neu entdeckte Nachbarn

Ging es im ersten Teil um die Rationalisierung des "Maschinenraums Küche" auf der einen und der funktionellen Stadt auf der anderen Seite, kann nun die Frage eingegrenzt werden, welche Chancen die Digitalisierung und Virtualisierung urbaner und häuslicher Funktionen bieten, um die arbeitsteilige Stadt der langen Verkehrswege aufzuheben. Allzu menschliche Eigenschaften stehen dem entgegen.

Die Augen dürfen mitessen

Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre war der Scheitelpunkt des Fabrikmythos des abgedrängten Laborraums Küche erreicht, und es setzte ein Trend zu flexibleren Grundrisstypen und freien Aufstellmöglichkleiten ein. Die Küche wurde zum Herzstück offener Grundrisse und damit der Wohnlichkeit. Otl Aichers "Kücheninseln" schließlich gaben ihr einen Mittelpunkt, um den herum sich Funktions- und Bewegungskreise bilden. Parallel dazu, wenn auch nicht im Sinne Aichers, hatte sich eine andere Zentralität entwickelt. Sie ging von der Steuerung durch Technik aus, die in den 70er Jahren gleich mit Raumfahrt-Allegorien auftrumpfte. Neben futuristischen multimobilen Entwürfen wie von Hasso Gehrmann präsentierte Luigi Colani seine 'Kugelküche': "Die Frau nimmt mit dem Einstieg in die Kapsel die Funktion der nahrungsspendenden Mutter ein, die über eine Durchreiche aus dem uterusartigen Inneren das Überleben des zentralen Bereichs sicherstellt." [3] Colani gilt als "Meister der eleganten Kurve", was Automobildesigner schon vor dem Ersten Weltkrieg für sich in Anspruch nahmen. Seine eigenen Auto-Prototypen sind filmreif gestylt, haben jedoch aerodynamisch sehr günstige Werte.



Der Raum "Essen und Trinken" im Dresdner Hygienemuseum. In Rot die vollautomatische Küche "Elekra Technovision" (1965-1971) von Hasso Gehrmann. Bild: Deutsches Hygiene-Museum/David Brandt

Wie Technik, Kücheninsel und offener Grundriss schließlich zusammenkamen, schildert eine Anekdote: Ein Hausherr lädt Gäste in seine neue, nach dem State of the art aufgerüstete Küche ein. Er führt ihnen blinkend und blitzend alle Funktionen vor, und als die Gäste denken, es geht ans Servieren, ruft er den Pizza-Service an... Die Küche ist wieder "mitten unter den Gästen" angelangt, und das Kochen ist vor die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens verlegt. Die Raffinesse liegt jedoch darin, dass das Gekochte vom Demonstrationsakt des Kochens vertilgt wird. Der Schauwert des

Kochens ist ein Verdrängungsvorgang. Die technische Rationalität hat sich zum Selbstzweck gesteigert. Dem entspricht eine menschliche Bedürfnisschicht: das Selbstverwirklichungsmilieu. Es richtet ein kulinarisches Theater an. Aus Le Corbusiers "puristischer Maschinenästhetik" ist eine ins Rauschhafte gesteigerte Sensations(koch)maschine geworden. Der Funktionalismus ist gentrifiziert.



Luigi Colani: Kugelküche, 1970. Bild: Poggenpohl

Jene utopischen Küchenskulpturen wurden Mitte der 80er Jahre auf Alltagstauglichkeit abgeklopft. Konzipiert wurde eine Küche aus Basismodulen mit integrierten Versorgungsleitungen. Die Geräte waren frei kombinierbar; die Module wurden aneinander gesteckt und mit einer zentralen Versorgungs- und Kontrolleinheit verbunden. Der nächste Schritt, der die Küche zur Zentrale der technologisch gestützten Schaltbarkeit des gesamten Wohn-Environments aufwertete, kam mit dem digitalen Zeitalter. Die Geräteordnung des Haushalts funktioniert in sich nach den Prinzipien eines Smart Grid. Die Kaffeemaschine stellt sich an, wenn der Wecker klingelt. Hinzu kommt die Steuerbarkeit von außen. Die Datenautobahn hat den Mikrokosmos Küche erreicht. Die Schaltkreise sind von der Ebene der Geräte auf die transzendenter Systeme verlegt. An den Endpunkten liegen die Verbraucher (auch als Einspeiser). Die Enden sind zugleich Schnittpunkte. Die Geräte werden abgefragt.

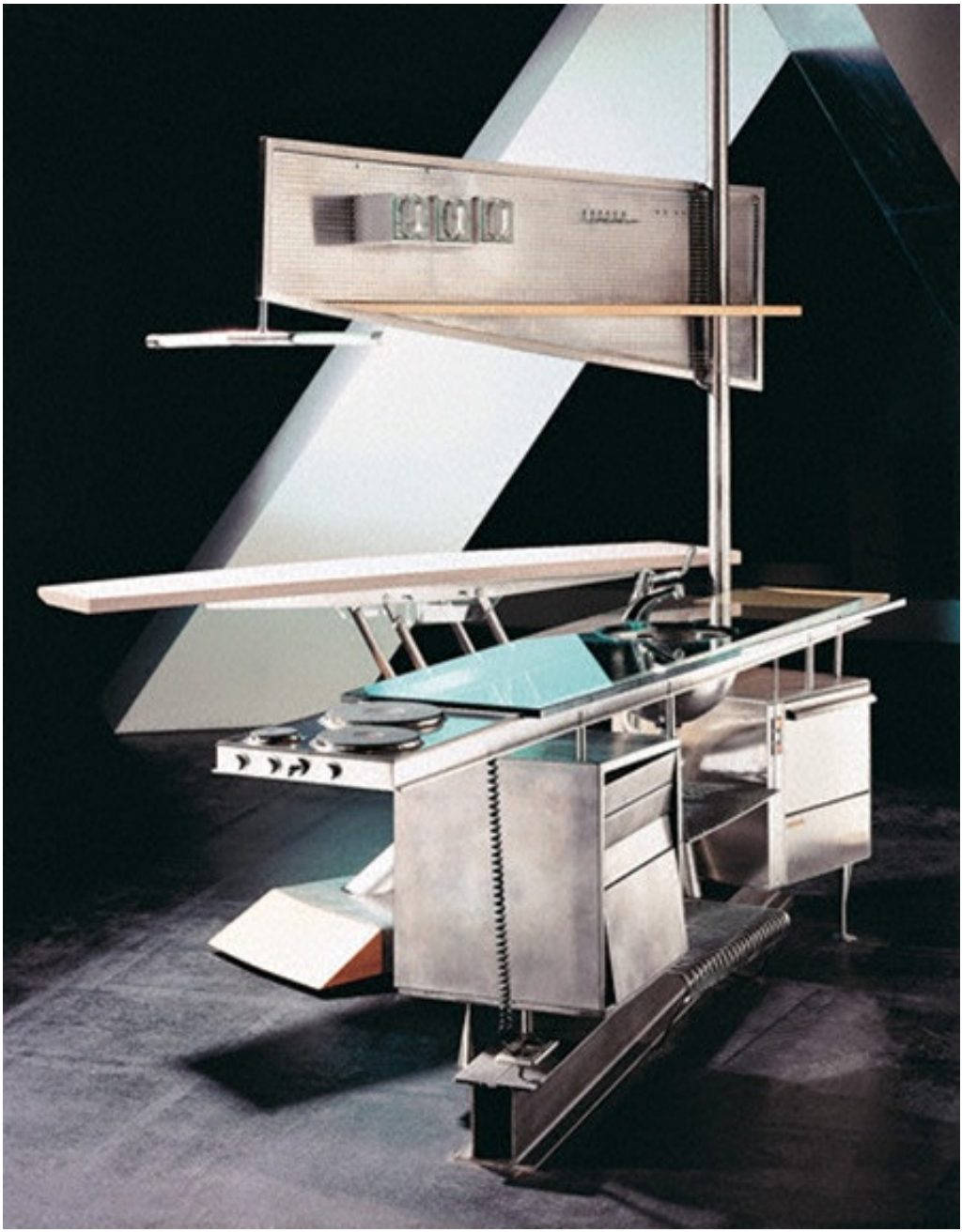
In ersten Stockholmer Muster-Apartments von 2002 liefen die High-Tech-Fäden beim Kühlschrank mit eingebautem Touchscreen zusammen. Aus dem warmen Herz des Hauses ist das kalte geworden. Der Ort der Stadt und die Nutzung der Technik durchdringen sich in liquiden Netzwerkstrukturen (Raum der Flüsse). In Südkorea werden Dutzende von "ubiquitären Städten"

nach dem Muster von Smart Grids errichtet. Der Bau der Städte wird der Architektur des Netzwerks angepasst. Die bekannteste U-City, New Songdo, hat bereits einen Teilbetrieb aufgenommen. Überall sind Sensoren installiert. Alle urbanen Funktionen sind vernetzt, automatisiert und abrufbar. Das Netz ist einerseits hierarchisch von Zentralen bis zu Knoten und Endpunkten gegliedert, andererseits in einer horizontalen Flächenstruktur.



Stefan Wewerka: Küchenbaum, 1984. Bild: Archiv STW

Löst der Smart Grid der U-Citys die Idealstadtentwürfe Le Corbusiers mit ihren Rastern und Symmetrien ein? Es wäre eine Realisierung durch Virtualisierung. Le Corbusier selbst wollte den zentralen Wolkenkratzern das "Gehirn der Stadt" implantieren. Wörtlich: Die (medialen) Apparate "heben den Raum auf und die Zeit". Mittels Smart Glass und anderer Instrumentarien der Augmented Reality überformt heute der virtuelle den physischen Raum der Stadt. Geschichtsbilder können unmittelbar aufgerufen werden. Architektur wird auf einen Bildbehälter reduziert, der nach außen gestülpt wird. Die Stadt wird zur Fassade, wie die Fassade zum Touchscreen wird.

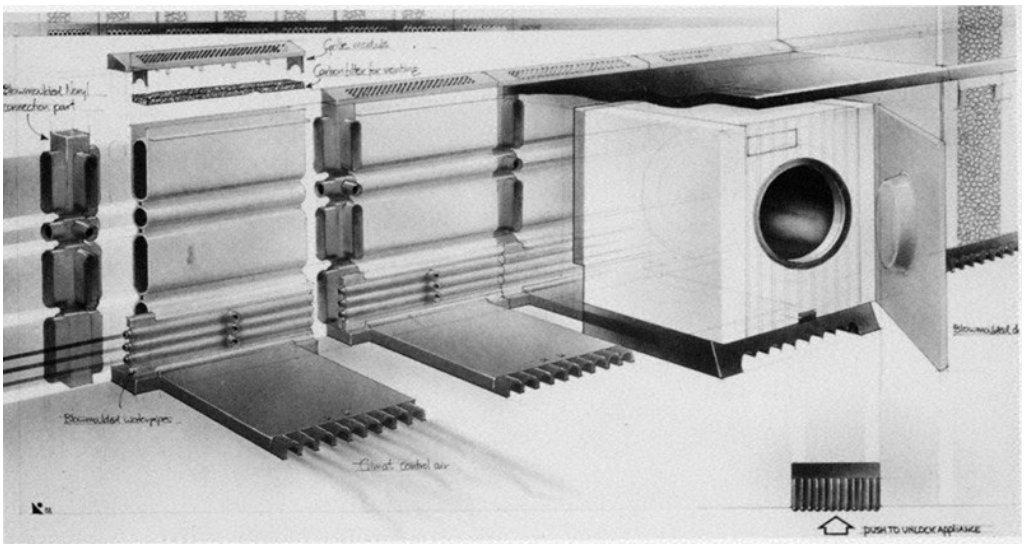


"Mal-Zeit" von Coop Himmelb(l)au, 1987. Bild: Ewe Küchen

Mobile Vorwärtsverteidigung oder Rückzug in den öffentlichen

Raum?

Hebt die Virtualisierung der sozialen Beziehungen im Raum der Flüsse die funktionsgeteilte Stadt der langen Wege auf? Die meisten Dienstleistungen können von zu Hause organisiert werden, die konsumtiven wie die produktiven. Bei der Tele-Arbeit zählt, was abgeliefert wird, nicht, wo es produziert wird. Die eingesparten Wege führen zu einem paradoxen Umschlag, verdeutlicht mit dem Bild des am fernen Strand sitzenden Kreativen, der mit seinen mobilen Geräten seinen Geschäften nachgeht. Die Zeitersparnis wird parallel zur Arbeit in neuen physischen Wegstrecken angelegt. Der Flugverkehr nimmt relativ zu. Die Funktionsteilung ist global geworden.



Erster Anlauf zur Intelligenten Küche: Basismodule mit integrierten Versorgungsleitungen (Mitte 80er). Bild: ARCH+ (Reproduktion)

Paradox entwickelt sich auch der Autoverkehr. Carsharing erobert sich gerade eine Marktnische. Es scheint ein pragmatischer Ansatz zu sein, den Autoverkehr mit seinen eigenen Mitteln zu reduzieren. Die Ruhezeiten der Wagen werden verkürzt, die Fahrten auf das Notwendige beschränkt. Die Klientel rekrutiert sich aus formal überdurchschnittlich gebildeten Schichten, die empfänglich sind für die Entkopplung von Nutzung und Eigentum eines Pkw. Wenn die Mobilität vom Begriff des Privateigentums emanzipiert ist, kann auch der öffentliche Raum im wahrsten Sinn als 'Shared Space', als Agora zurückgewonnen werden. Der Trend wird verstärkt durch junge Erwachsene, die ihren Führerschein später machen, sei es, dass ihnen Facebook wichtiger ist, sei es, dass sie einen *Lifestyle of Health and Sustainibility* vorziehen. In den Städten ist die Verfügung über ein Auto nur noch komplementär.



New Songdo bei Seoul. Bild: TK/PR Public Relations

Weltweit wird sich jedoch die Fahrzeugzahl in den nächsten 30 Jahren verdoppeln. Was in europäischen Städten an Verkehr weniger rollt, wird durch den demonstrativen Konsum wettgemacht, der Räder bekommen hat. Sport Utility Vehicle - allein die Namenspartikel dieser aufgeblähten Fahrzeuge sind Omen. Ihre Überdimensionierung bedingt schlechtere aerodynamische und Verbrauchseigenschaften. Sich das zu leisten, ist eine zeitgemäße Form des Luxus. Der Geltungskonsum, bereits 1899 von Thorstein Veblen beschrieben, lässt sich auf die SUVs ummünzen: Mit dem Geld, das ich nicht habe, kaufe ich mir ein Auto, das ich nicht brauche, um Leute zu beeindrucken, die ich nicht leiden kann.



Humvees im Irak, 2008. Ausgeschrieben: High Mobility Multipurpose Wheeled Vehicle. Bild: Eric Harris/U.S. Air Force

Die ursprüngliche Form des Luxus war nach Veblen der Müßiggang der Reichen. Mit der Entpersönlichung des Kapitalismus und protestantischer Arbeitsethik musste dem Luxusgut der Nimbus des Nützlichen angehängt werden. Wieder auf Autos bezogen, heißt das "Sport" - die Vorstellung, abseits von der Straße über das Gelände brettern zu können. Die Automobilindustrie setzt dann wider besseres Wissen bei diesen Fahrzeugen eine ökologische Wertigkeit obendrauf. Das Greenwashing verleiht die "Lizenz zum Kaufen".



Hadi Teherani führt Kochen und Wohnen in einem "Funktionsbogen" zu einem ganzheitlichen Raumkonzept zusammen. Bild: Poggenpohl

Fürs Unbewusste wird eine Lizenz zum Töten mitgeliefert. In der Ahnenreihe jener Fahrzeuge findet sich das "Humvee" aus Golfkriegszeiten. Die technische Funktionalität des Fahrzeugs ist symbolisch zum Selbstzweck der Zerstörung gesteigert. Es ist ein fahrender Schrein des als Kult wiederentdeckten Menschenopfers. Das lässt auch bei den soften Varianten des SUV darauf schließen, dass es sich um die Kompensation mangelnden Selbstwertgefühls neuer, sich bedroht fühlender Mittelschichten handelt. Wen in der Küche keine Gäste aufsuchen, der kann es "den anderen" in seinem

"gated automobile" auf der Straße zeigen - in der mobilen Kapsel intrauteriner Geborgenheit.



HA Schult: Flügelauto, auf dem Zeughaus in Köln. Bild: Thomas Robbin. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Die neue Urbanität könnte den Obsoleszenzfaktor jener Suburban Assault Tractors beschleunigen. Um die Küche gruppierte Einraumwohnungen, nicht mehr nur Lofts, führen Wohnen, Arbeiten und Freizeit zusammen. Wer Abwechslung sucht, geht in den wiederbelebten Gründerzeitvierteln nur wenige Schritte von der Haustür ins Straßencafé, um sich mit Geschäftspartnern zu treffen, während einen Tisch weiter vielleicht die Hausnachbarn sitzen. Wem temporär die virtuellen Netzwerke oder die

Stromimpulse im Rechner zusammenbrechen, weiß, wo er nahe Hilfe findet, und abends wird von der Theatertruppe im zweiten Hinterhof der Rhythmus der Stadt vertanzt. Das digitale Global Village hat ein neues regionales Pendant bekommen: die Quartiere der Großstadt mit ihren unterschiedlichen Geschwindigkeiten.

Alles durchmischt? Pustekuchen. Real ist die Entmischung durch soziale und räumliche Segregation. Neue Stadtinseln bilden sich. Das stärkste Motiv der Vernetzung der Räume ist Überwachung, versüßt durch Spielereien. Was den Stadtplanern der 20er Jahre noch nahelag, die Abmilderung des Elends durch schrittweise Annäherung an die soziale Utopie, wird heute durch technische Visionen überblendet. Diesen Utopien fehlt die Utopie.

Kleine Geschichte der Aborte, Toiletten und Bäder

Gesellig ist, wer gerne etwas von sich gibt

"Sobald du die Toilettenspülung drückst, bist du mittendrin in der Ideologie." Die deutsche Ideologie ist für Slavoj Zizek durch die Scheiße markiert, die im Flachspüler offen liegenbleibt, während sie in Frankreich fallbeilartig ins Loch fällt und in den angelsächsischen Ländern im Wasser schwimmt - ein Pragmatismus des allmählichen Verschwindens. Das traditionelle deutsche System ist das absonderlichste: den Kot beäugen und beschnuppern. Absonderlich aber nicht für den Philosophen. Es ist die metaphysisch-nachdenkliche Haltung. Der Zusammenhang des kleinen Stücks Materie mit der Metaphysik liegt auf der Hand. Über die Körperöffnungen tauschen wir uns von klein auf mit unserer nächsten Umgebung und der gesamten Gesellschaft aus.

Der physiologische und der gesellschaftliche Stoffwechsel sind verschränkt und spielen sich auf und hinter der Bühne der Städte ab, die in kleinen wie auch historischen Zyklen verschmutzen und gereinigt werden. Hinter der Bühne immer dann, wenn der Kreislauf unterbrochen ist. In diesem Fall stauen sich die gesammelten Exkremente und Abfälle auf Deponien (wie etwa die

"Geruchshölle" Montfaucan/Paris im 19. Jahrhundert) oder in Flüssen. Doch der Wunsch, sie der Wahrnehmung zu entziehen, schlägt ins eklige Gegenteil um.

Damit ist der Zwiespalt einer "gelehrten Geschichte der Scheiße" [4] umrissen: Sind Urinieren und Defäzieren isolierte oder gemeinschaftliche Akte, sind sie der Privatheit oder der Re-Präsentation vorbehalten? Aus dieser Frage ergibt sich die architektonische und städtebauliche Stellung der Aborte und Toiletten: in Nachbarschaft zu den repräsentativen Räumen des Hauses, am Rand des Hauses oder gar abseits. Abseits kann wieder öffentlich sein.

Rom: Münder gehen über und Geld sprudelt

Im alten Rom waren Latrinen der Inbegriff von Gemeinschaftlichkeit, und zumindest für die Vornehmen waren durch das von Wasser in Gang gehaltene System Kreisläufe hergestellt. Die Prachtlatrinen umfassten bis zu 60 Sitze, die Regel waren 20 bis 40. Die Bänke mit den Ausschnitten in Form von Schlüssellöchern waren aus Marmor. Die Ausscheidungen wurden über darunterliegende, ständig von Wasser durchspülte Kanäle abgeführt. Die Ausstattung war, entsprechend den Thermen, luxuriös.



Römische Latrine im antiken Ostia. Bild: Fubar Obfusco. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Die Baukörper waren ins Stadtbild eingepasst und folgten den gängigen Grundrissen. Gern wurde ein Halbrund verwendet. Amphitheater waren das Vorbild. Die Latrinen waren, etwa über einen Vorraum zum Waschen, nach draußen abgeschirmt. Das lässt darauf schließen, dass sich in diesen geselligen Räumen Teilöffentlichkeiten trafen. Zwar machten die Bänke und die dazu passenden Verrichtungen alle gleich, aber es waren die gesellschaftlichen Eliten, die sich in ihnen trafen. Die Gesprächsgegenstände waren offen, und wenn jemand Gedichte

rezitieren mochte, dann durfte er. Keine Notdurft.

Es wäre ein Irrtum, diese öffentlichen sanitären Einrichtungen auf die Hygiene römischer Städte hochzurechnen. Für das Volk gab es einfachere Latrinen. Die bis zu zehnstöckigen Mietshäuser, die von der damaligen Baumafia ohne Rücksicht auf Baufälligkeit errichtet wurden, verfügten lediglich über ein Fass im Erdgeschoss, in die alle ihre Töpfe entleeren konnten. Vornehmere Häuser, in denen Küche und Abtritt meist nebeneinander lagen, wiesen entweder Senkgruben auf, oder alles ging über Rohre auf die Straße. Bekannt sind die Trittsteine in Pompeji, um trockenen Fußes über die Straße zu kommen.

Verbotstafeln sollten helfen, die Belastung des Straßenraums einzudämmen. Sie drohten jedem, der sich in der Öffentlichkeit seiner Bedürfnisse entledigt, den Zorn Jupiters an, und das ist ein Blitzschlag. Die Verbotszonen wurden zu heiligen Orten (locus sacer) erklärt. Ungeschoren kam davon, wer einen der diätetischen Hinweise befolgte: "Kacke gut und scheiß' auf die Ärzte."



Was auf diesen Fußboden fiel, fiel nicht weiter auf. - Römisches "Asaroton"-Mosaik. Bild: Koko Mosaico, Ravenna

Für das kleine Geschäft waren spezielle Amphoren aufgestellt. Aus dem Urin machten die *foricari*, Latrinenpächter, ein Geldgeschäft. Er war bestens zum Gerben und Waschen geeignet. Der Staat sprang auf den Geschäftszug auf. Kaiser Vespasian, amtierend vom 69 bis 79 n.Chr., erhob eine Urinsteuer, die seinem Sohn anrüchig vorkam, so dass er diesem eine Münze unter Nase hielt: "Non olet". Konstantin dehnte die Steuer aus, was Dominique Laporte dahingehend interpretiert: Du wirst "nach deiner eigenen Scheiße besteuert" [5] .

Die Verwandlung von Kot in Geld wurde zum großen Thema Sigmund Freuds, der hier einen Vorgang des temporären Sparens, des Ansichhaltens der Kotsäule, sei es aus Trotz, sei es aus Lust, angelegt sieht, während Laporte in dieser Mutation zum Geld eine Grundform des Kapitals, den Mehrwert wittert. Es ist ein Veredelungsprozess, in welchem das Unnützeste mit etwas Nützlichem in einen Umschlagszirkel eintritt, der neue Werte ausheckt - wie der Esel, der Golddukaten scheißt.



Marcel Duchamp: Fontaine, 1917 (Ready-made; Replik). Bild: Micha L. Rieser. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Vermehrung und Veredelung in einem Kreislauf - das ist das Gesetz

der kapitalistisch-ökologischen Abfallwirtschaft, das schon den Römern vertraut war. Der Unrat wurde per Verordnung in Karren vor die Stadt gebracht, um als Dung zu dienen. Goethe bewunderte das später in Neapel und sprach vom "Zirkel der Vegetation" - der heute dort nicht mehr funktioniert. Der römische Gott des Dungs hieß Sterc(ut)us, und die Kanalisation stand unter dem Schutz von Venus cloacina. Die Cloaca maxima ist heute noch zu besichtigen. Ein die Abwässer des Zentrums aufnehmender Wasserlauf wurde ab dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert mit einem etwa 4 m hohen Tonnengewölbe übermauert.

An die Cloaca waren nur die größeren Gebäude angeschlossen. Der Tunnelmund war in Marmor gefasst - oder war es der After der Stadt? Verwechslungen dieser Art liegen im Begriff der Kloake. Die Mündung geht heute noch auf den Tiber hinaus, Der Fluss war heilig und unterstand Tiberinus pater. Das Wasser galt als reinigend, und die festlichen Trinkkuren wurden unterhalb der Einleitung der Kloake veranstaltet.

Hier kommt eine ambivalente Bedeutung von "Sacer" ins Spiel: Es ist das Heilige und das Verfluchte zugleich. Das Reinigende und das Krankmachende liegen eng beieinander, wie Freud in "Totem und Tabu" beschreibt. Ältere Hochkulturen, die eine Wasserversorgung etabliert hatten, setzten ebenfalls auf die kultische Verwendung dieses Elements, abzulesen etwa an indischen Tempelanlagen - und

bis heute existierenden Bräuchen.

Mittelalter: Plumpsen und Planschen

Mittelalterliche Klöster suchten an den römischen Bade- und Toilettenkomfort anzuschließen, aber ansonsten war beim Abort erst einmal Schluss mit Wasser. Schluss mit lustig war nicht, wo noch Wasser floss. Eine Quelle von 1240 empört sich über ein Badehaus als "Gasthaus der Törichten Freigebigkeit". Männlein und Weiblein stiegen gemeinsam in den Zuber, Speis und Trank wurden gereicht. Eine Abwechslung boten Dampfbäder.

Die Frage, ob es sich um bordellähnliche Betriebe handelte, zielt daneben, denn eine Ächtung durch die Kirche bestand noch nicht. Es waren Orte unbefangener Lust und rudimentärer Körperpflege, betrieben vom Bader. Später - nach der Rückkehr der Konquistadoren aus Amerika - nicht mehr ganz so unbefangen, wenn der Bader die Bräute vor der Hochzeit auf die französische Krankheit untersuchte.



Letzte Spülung vor der Neuinstallation von Abwasseranlagen, um 1920. Bild: Villeroy & Boch AG

Die Hoch-Zeit des wasserlosen Plumpsklos war mit dem Mittelalter gekommen. Ein weiteres Kennzeichen ist die Nähe zum tierischen Mist. Die Häuschen konnten beim Misthaufen stehen, aber auch als Verschlag ins Haus integriert sein, nach Österreich zu im ersten Stock von Bauernhäusern am Übergang zum Stall, wo es dann durch einen dunklen Schacht abwärts ging, und sei es direkt ins Odel(=Gülle)fass. Die einfachste Variante befand sich auf der unteren Stallebene und musste ohne Grube auskommen. Wenn dort der spitze Kegel (im Winter) bedrohlich angewachsen war, rückte der ständige Familienbeauftragte mit einem Beil an. Das Brauchtum ist rückläufig, aber nicht ausgestorben.

Die Wege waren und sind besonders nachts sehr weit, so dass als flankierende Maßnahme "Schizkübel" in den Schlafräumen bereitstanden. Pisspötte begleiten die gesamte Geschichte der Notdurft, und entsprechend bunt sind die Bezeichnungen, darunter Potchamberl, Seichstuhl oder Punschterrin.



Gender correctness. Bild: Bernhard Wiens

Die gehobene Art des Plumpsens konnte an den höchsten Profanbauten der Zeit, den Burgen, studiert werden. Waren es in der Anfangszeit einfache Schlitze und Abtrittsschächte, die meist, aber nicht immer, nach draußen gingen, bildeten sich etwa ab dem 12. Jahrhundert Aborterker aus, außen an der Burgwand angebracht - versetzt angebracht, damit nicht die tieferen Erker in die Falllinie der höheren geraten. Im Inneren der Burgen waren die Ausprägungen der Erker nur als Nischen wahrnehmbar, die bei den belebten Räumen der Burg vom Schlafzimmer bis zum Festsaal lagen und meist keine Abtrennung aufwiesen.



Der Luxus der Brille. Bild: Bernhard Wiens

Ab dem 13. Jahrhundert kopierten die Stadtbürger die Aborterker. Der Abfall ging in häusliche Senkgruben oder auf die Straße. Das Angebot an öffentlichen Toiletten, meist an Flussbrücken, war viel zu gering, um Abhilfe zu schaffen, selbst wenn sich im Frankfurt am Main des Jahres 1330 eine "Hilla" sehr bemühte. Sie war "Schîzhûsfegern". Eine andere Bezeichnung aus der Zeit verblüfft: "Sprâchhûs". Marginal wurde damit an die römische Tradition des "Mehrsitzers" angeknüpft. Die dort sitzen, haben sich etwas zu erzählen. Die Antinomie von Verstummen und überbordendem Mitteilungsdrang kennzeichnet die gesamte Karriere dieses Ortes. Liegt es am biologischen Rhythmus, den uns die Scheiße vorgibt?

Barock: Trockener Leib auf öffentlichem Stuhl

Pauschale Typisierungen sind bei einer geschichtlichen und sozialpsychologischen Betrachtung dieses Ortes weniger angebracht als bei Wohnräumen oder Küche. Die individuellen Gestaltungsspielräume waren zumindest für Bürgertum und Adel größer, gerade weil der Ort den Status der *Heim-lichkeit* hat. Erst im 20. Jahrhundert nahm die Normierung zu.

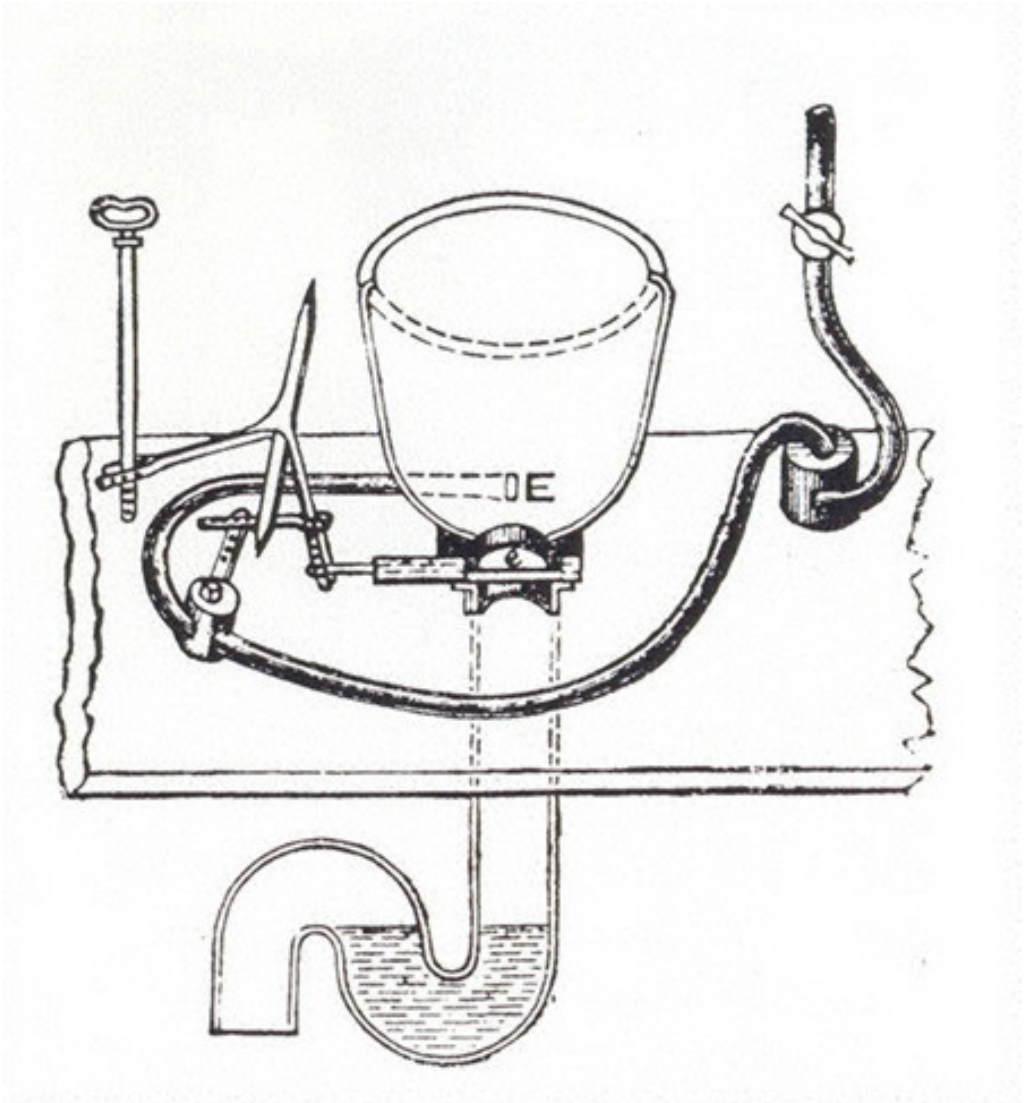
Fest steht jedoch, dass vom Mittelalter an bis ins 19. Jahrhundert die fehlende Kanalisation die Städte immer wieder an den Rand des Unerträglichen brachte. Überliefert ist das französische "Gardez l'eau" (Achtung, Wasser). Sobald dieser Ruf aus einem geöffneten

Fenster oberer Stockwerke erscholl, war Fußgängern geraten, schnell zur Seite springen. Ab dem 16. Jahrhundert gingen die Städte per Verordnung gegen die Verunreinigung der Straßen vor. Aber die Entleerung von Nachttöpfen konnte erst im 18. Jahrhundert in dem Maß eingedämmt werden, wie die Häuser mit Senkgruben ausgerüstet wurden oder eine zentrale Abfuhr organisiert war. "Goldgrübler" leerten in München die Gruben.



Salzglasierte Schüssel aus Terrakotta, Zwanziger Jahre. Bild: Villeroy & Boch AG

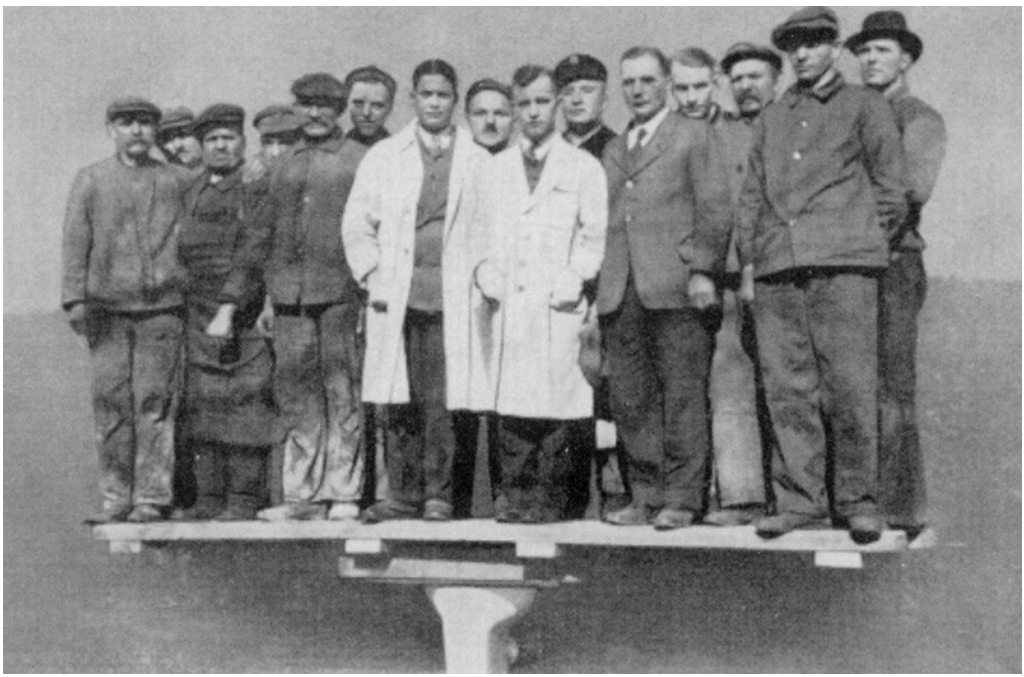
Als es auf die Barockzeit zuging, wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Religiöse Kampagnen wandten sich gegen die Badestuben. Dort gehe es mit Hexerei zu. Der Abscheu gegen Wasser wurde mit der Theorie von den Miasmen begründet. Schlechte Ausdünstungen des Bodens dringen in die Textur des Körpers ein und verderben dessen - wieder nach außen tretende - "excreta". Wasser ist neben Luft das Element, welches die Ansteckungsstoffe vermittelt. Die falsche Theorie zielte auf Richtiges: Epidemien. Latent aber wurde der Begriff der Zivilisation vorbereitet: die zunehmende Distanzierung der Menschen in ihren sozialen Beziehungen. Sichtbar war das Zeitalter der "trockenen Reinigung" gekommen.



Das erste "Water closet" mit Siphon, 1775. Bild: Villeroy & Boch AG

Mit Wasser wurden nur noch die unbedeckten Partien des Körpers benetzt. Der Rest wurde mit Tüchern oder auch mit getrockneten Rosenblättern abgerieben. Für die Haare gab es Perücken. Zur Reinhaltung diente das Wechseln der Leibwäsche. Ihr wurde

Parfüm appliziert, das alle Akte der "Toilette" begleitete. La Toilette meinte ursprünglich das Tuch auf dem Tisch, dann den Tisch selbst, auf dem alle Utensilien zur Pflege, besser Inszenierung des Körpers postiert waren, vom Spiegel über Puderdosen bis zum Glöckchen, um die Diener zu rufen. Die Dienerschaft war zahlreich vertreten, aber auch weitere Kreise wie die Blumenhändlerin, der Kolporteur, der den neusten Tratsch überbrachte, und der Arzt, aber auch der Minister oder Kardinal, wenn es die Mätresse des Königs war, welche die "Toilette machte".



Alles im Lot. Klosettprüfung in schwierigen Zeiten (1942). Bild: Villeroy & Boch AG

Der Tisch stand meist im Schlafzimmer der Dame, das zum

öffentlichen Raum mutierte. Je höher der Adel, desto länger dauerte die Toilette. Auch Männer machten "sie". Eine tragbare Badewanne war nicht ausgeschlossen. Aber die Dame reinigte sich vor dem Einstieg trocken, da Wasser zum Waschen damals eine befremdliche Vorstellung war. [6] Ebenso tragbar war der Leibstuhl, ein Höhepunkt der Repräsentativität, den nunmehr Ludwig XIV. als der glanzvollste, der goldglänzende Herrscher einnehmen sollte. Auf diesem Thronsessel, landläufig auch Kackstuhl genannt, hielt er Audienzen ab. Er "entretenierte" (unterhielt) sich - und andere. Das Privileg der Entblößung war nur ihm vorbehalten.

Wort und Kot, Dekret und Sekret - zwei gleichbedeutende Ausscheidungen. Der König hatte auch Personal zum Abwischen. Die Metapher des Thronens (von Kindern) auf dem Nachttopf wird heute noch verwendet.

Der König hat zwei Leiber, einen öffentlichen und einen persönlichen. Vor dem Ausscheiden kommt das Einverleiben von Speisen. Ein komplementäres Schauspiel war die "öffentliche Tafel". Der König, die Königin, speist vor Publikum - vor dem Hofstaat oder auch dem Volk, die aus gebührender Entfernung zuschauen. Bedient wird der einsame Esser gelegentlich von hochgestellten Fürsten. Sein Leib verkörpert die Einheit aller Stände und des Volkes. Das Zeremoniell hielt sich in Österreich bis zum Untergang der k.u.k. Monarchie.

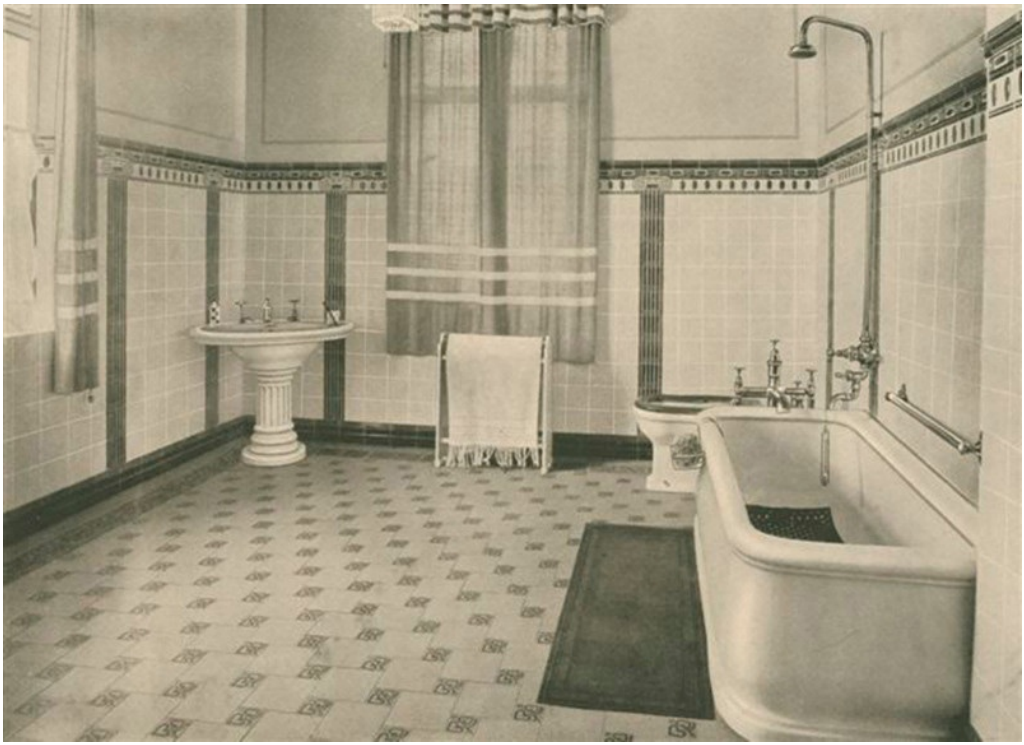
Der Quell des Geruchs - Verschluss- oder Ansichtssache?

Die Einstellung zu den Ausscheidungen und zur Reinigung des Körpers änderte sich extrem im Wechsel der Epochen. Ging es im ersten Teil um gesellige Orte und öffentliche Verrichtungen von der Antike bis zum Barock, wird die Geschichte im 19. Jahrhundert mit Sozialhygiene und Intimität fortgeschrieben. Eine Erfolgsgeschichte?

Die Städte: Anstalten der Desinfektion

Der Leibstuhl, auch "Chaise d'affaire(s)", ging nach der französischen Revolution ins Bürgertum über und verlangte als schwergewichtige plüschige Retirade, mit einem Wassertank versehen, nach einem eigenen Raum. Zuvor hatte schon ein anderer Umschwung eingesetzt: Die Räume der Dame hatten sich gemäß den wechselnden Akten der Inszenierung ihrer leiblichen Erscheinung ausdifferenziert: hier ein Ankleidezimmer, dort die Toilette als eigenes Kabinett und wieder ein getrennter Abort.

Die Revolution machte mit der feudalen Repräsentation Schluss. Bürgerliche *Respektabilität*, Privatheit kam auf und das *Cabinet de toilette* oder das Boudoir wurde intimer Raum. "Man begibt sich nicht in Gesellschaft dort hinein", man schließt ab. Die Peinlichkeitsschwelle lag am Eingang.



Großbürgerliches Badezimmer, Anfang 20. Jahrhundert. Bild: Villeroy & Boch AG

Auch das Baden kam, wenn finanziell möglich, in eigenem Raum zu Ehren. Seit Rousseau galt Wasser wieder als natürliches Element. In einer Abwandlung der Miasmen-Theorie gingen vom Wasser nun gesunde Emanationen aus. Aber seine Anwendung am Körper generierte Scham. Ohne die Bildmächtigkeit, ohne die entfesselten Bilder, kann es keine Entwürfe von etwas geben, was noch nicht ist. Der Wandel offenbart, dass dieser "Prozess der Zivilisation" [7] nur scheinbar auf einer rationalen wissenschaftlichen Grundlage beruht. Von Fall zu Fall werden mehr oder minder mystische

naturwissenschaftliche Begründungen herangezogen, um Neuordnungen der Gesellschaft und der Sozialräume durchzusetzen, hinter denen sich Macht- und Kräfteverhältnisse verbergen (so M. Foucault). Der Prozess der Zivilisation ist einer der Verdrängung und Rationalisierung. Die Reinigung wird zum Zwang, wenn nicht zum Selbstzwang.

Das Faulige war als Wesenszug der spätfeudalen Gesellschaft identifiziert, und Hygiene wurde zur neuen nachrevolutionären Parole der "Städtereinigung". Auf dem europäischen Kontinent trat das Proletariat auf und wurde gleich wieder abgesondert. Einerseits wurden ihm sozialhygienische Maßnahmen (wie Desinfektion) zuteil, die für alle gleich gelten, zumal auch "demokratische" Krankheiten wie Pocken oder Cholera jeden treffen können. Zum anderen wurde die neue Klasse für unausrottbar stinkend befunden.

Kein Wunder, hatte sich doch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der "Latrinozentrismus" der Städte besonders für die Armen zugespitzt. Von der "Masse aufgetrockneten Kots" und "stinkendem Dunst" ist für London die Rede, von einer "im Sumpf versinkenden Stadt" für Paris. Abdeckereien verpesteten die Luft, Schlachthausabfälle landeten in der Seine. Der Vorschlag zur Errichtung einer "Ammoniapolis" suchte die desolate Situation in die Nützlichkeit einer Düngemittelproduktion umzumünzen.

1819 kam in Paris auf einen Einwohner weniger als ein Bad pro Jahr. Die Statistik verbirgt, dass in proletarischen Quartieren die Werte noch schlechter waren. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden Volks- und Stadtbäder, zunächst nur mit Wannen oder Brausen, in die Stadtplanung aufgenommen. Die geringsten Eintrittspreise ("quatre sous") verlangten Flussbadeanstalten, und wer gar nichts hatte, badete außerhalb. Das war gefährlich. Die Cholera wütete immer wieder, zuletzt 1892 in Hamburg. Während der Epidemien schlug die Stimmung um. Sie wurden denen angelastet, "die im Gestank ihres eigenen Drecks verkommen". Die Armen hatten einen "Fäkalstatus".



Eiscafé war letztes Jahr. Davor: öffentliche Bedürfnisanstalt (Baujahr 1909, Berlin). Bild: Bernhard Wiens

Aus den Miasmen der Masse waren die Ausdünstungen einer Klasse geworden und zuletzt die Erbmasse einer Rasse. Der als Repuls auf die die Industrialisierung entstehende Rassismus jener Jahre ließ den Antisemitismus wiederaufleben, standen doch die Juden seit dem Mittelalter "in schlechtem Geruch". Wenn es wegen der charakterlichen Degenerierung der Elenden nichts half, sie zu "entstänkern" und zu "entsudeln", wurden *Cordons sanitaires* [8] gegen den "sozialen Abfall" eingerichtet.

Gerüche markierten soziale und stadträumliche Scheidewände. Die Bürger zogen ins Westend und ergriffen Maßnahmen der Desodorierung. Dabei hatten Bakteriologen wie Louis Pasteur und Robert Koch gegen solche Übersteigerung der Miasmen-Theorie herausgefunden, dass "nicht alles stinkt, was tötet, und nicht alles tötet, was stinkt".



Mathare Slum, Nairobi, Kenia. Bild: Gachie Rai / Mathare Roots Youth Group

Die Wasserversorgung der Häuser wurde ab der Mitte des Jahrhunderts ausgebaut und Wasserklosetts, obwohl schon 1596

erstmals in Gebrauch, hatten endlich Konjunktur. Aber die Entwässerung hielt nicht Schritt. Bestenfalls führte die Schwemm-Kanalisation zu den Flüssen. Immer noch wurde im öffentlichen Raum defäkiert und vor allem uriniert. Kaum Entlastung bot das anrüchige Gewerbe der mobilen Abtrittanbieter, die zwei Eimer unter ihrem weitem Gewand trugen, das sie über die Bedürftigen deckten. In Frankfurt waren es Frauen, die Kundschaft mit dem Ruf anlockten: Möcht emol aaner? In Hamburg hieß es: Will gi wat maken? [9]



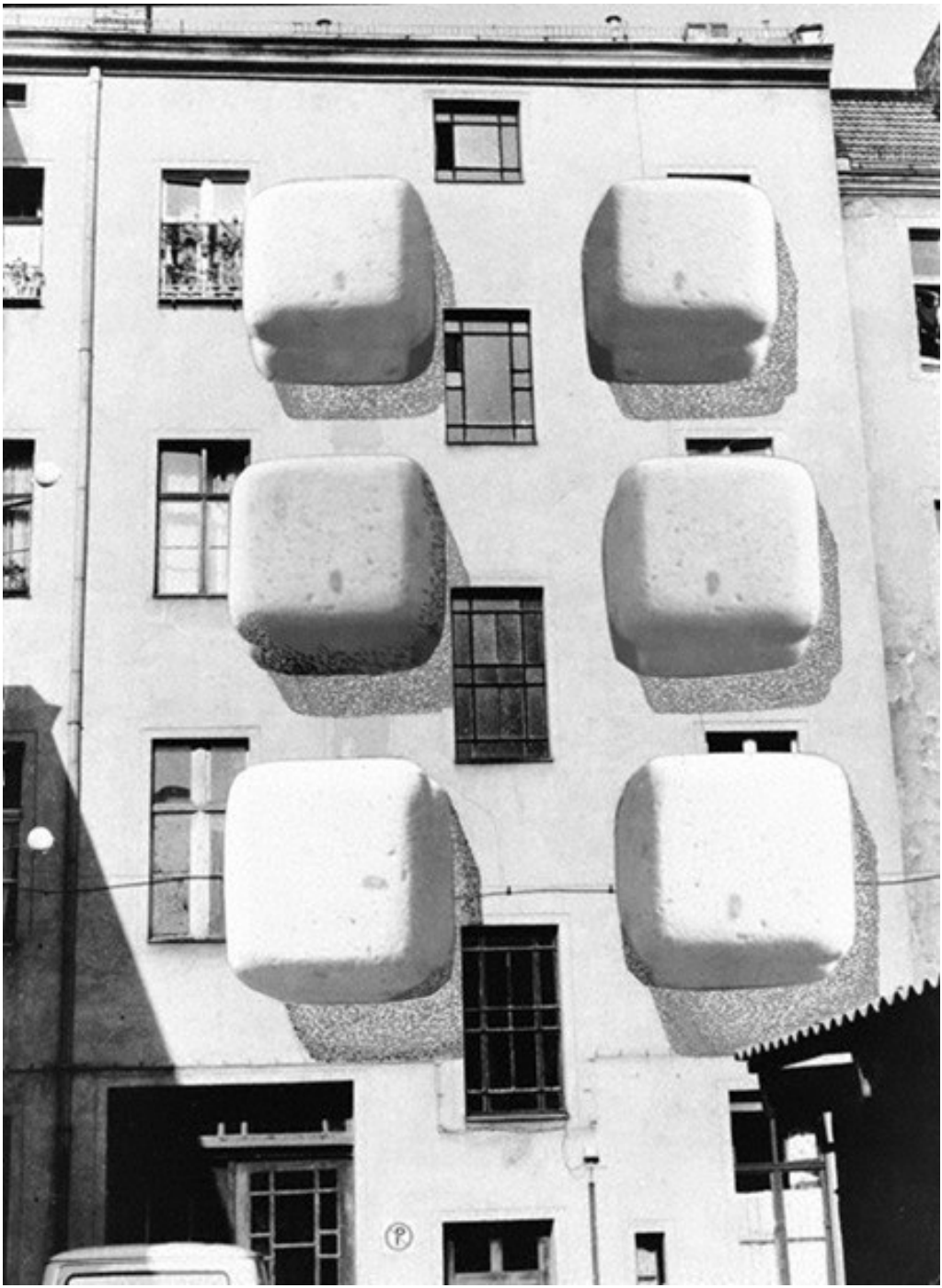
Sieben Männer und ein Ausgang: Café Achteck. Bild: Bernhard

Wiens

Die Stadtverwaltungen mussten ortsfeste Angebote in der Fläche machen. Nachdem London und Paris vorgeprescht waren, zog Berlin 1824 nach mit einer ersten einständigen Stehanstalt. 1854 wartete die Stadt mit einer sehr modern anmutenden Idee auf. An einen Zeitungsverleger wurde die Konzession für Pissoirs vergeben, die sich innerhalb von werbewirksamen Litfaßsäulen befanden. Querelen mit der Verwaltung bremsten das Vorhaben - auch das sehr modern -, aber peu à peu entwickelten sich zweiständige und weitere Anstalten, bis schließlich Vollanstalten und in den 70er Jahren das berühmte gusseiserne *Café Achteck* ins Straßenbild rückten. Bis zu sieben Männer konnten sich hier des Wassers entschlagen. Frauen kamen zu kurz. Die kleineren Pariser Pissoirs wurden frei nach dem römischen Kaiser *Vespasiennes* genannt.

Eingriffe in die Intimität: Anti-Moderne und Postmoderne

Die Einhausung körperlicher Bedürfnisse und deren Privatisierung induzierten eine Umstülpung des städtischen Raums nach innen: moralisch als Respekt vor dem Rückzug, vor der Intimität, der mit einem selbstauferlegten Schamgefühl einhergeht, und infrastrukturell als Kanalisation: die Stadt in der Stadt. Die Stadt wurde unsichtbar geordnet durch unterirdische Kapillaren. In Berlin war dies ein Radialsystem.



Vorschlag von 1968: mobile "Nasszellen"-Erker, um den Kahlschlag oder die Gentrifizierung von Altbauten zu verhindern. Entwurf/Bild: Georg Kohlmaier

In bürgerlichen Wohnhäusern der Gründerzeit wurden die Badezimmer zwecks besserer Nutzung des Leitungssystems neben die Küche gelegt, und beides wanderte an den Rand der Wohnung. Kochen und Ausscheiden wurden der gesellschaftlichen Wahrnehmung entzogen. In der einfacheren Variante nahm das Bad den Abort auf. Am einfachsten war: weder das eine noch das andere. Noch 1954 hatten nur 27 % der Haushalte in Deutschland (Ost plus West?) ein innenliegendes WC Aborte auf den Treppenabsätzen und verzinkte Sitzbadewannen mussten in den Hinterhäusern der Altbaublocks ausreichen.



Doppelsitzer, gefunden im "Urban Spree" auf dem Berliner RAW-Brachengelände. Bild: Bernhard Wiens

Was dann kam, gilt bis heute: Abriss oder Gentrifizierung. Küchen und Toiletten erhalten wohnliche bzw. gesellige Eigenschaften zurück, und Intimität ist nichts Exklusives mehr. In Gastronomie und Klubs wird mit kleinen Grenzverletzungen bisweilen ein frivoles Spiel getrieben - wie schon im Rokoko oder noch früher. "Den Urin lassen die Frauen im Stehen, die Männer im Sitzen", hatte sich Herodot über die Ägypter gewundert. Für heutige Zeiten waren sie vorbildlich. Urinale für Frauen machen die Umwertung aller Körperhaltungen möglich. Unisex-Klos breiten sich von den USA

aus.

Smart Toilets und "Washlets" - das heißt: die Klosettstühle - haben Multifunktionen integriert bis zur Messung des Blutzuckers und einem reinigenden Wasserstrahl. Pissoirs sind mit Monitoren in Augenhöhe gekoppelt. Die Video-Spielzüge werden mit dem Urinstrahl gesteuert.



Urinal "Kisses!". Design: Meike van Schijndel / Bathroom Mania! Bild: Jeroen Voolstra

Mehrsitzer werden wieder beliebt. Breite Spiegel im Vorraum liefern mit den flüchtigen Begegnungen beim Auffrischen des Make-ups Momentaufnahmen gegenwärtiger

Körperwahrnehmung. Es sind Spiegel einer Gesellschaft zwischen Kontrolle und Kontrollverlust, die schon ganze Tanztheaterabende (von Sasha Waltz) anregten.

Für 42% der Weltbevölkerung wird eine andere Choreographie geschrieben. Sie haben keinen ausreichenden Zugang zu Toiletten. Im Mathare-Slum von Nairobi kommen bis zu 232 Menschen auf einen Abtritt. [10] Die deutschen Konzentrationslager überboten das in ungeheuerliche Dimensionen. Dass die Juden seit dem Mittelalter mit Schweinen identifiziert wurden, die ihren eigenen Kot fressen, wurde von den Lagermannschaften wörtlich genommen. Sie sorgten dafür, dass die Exkremente ein solches Ausmaß annahmen, dass von ihnen Todesgefahr für die Insassen ausging. Auf den Todesmärschen konnte erschossen werden, wer stehenblieb, weil er sich erleichtern musste. [11] Wurden die Juden dessen bezichtigt, was die Täter an sich selbst leugneten? Die Verdrängung gebiert Ungeheuer.



Sanitäres von Luigi Colani, auch für die Schwerelosigkeit geeignet? (1975ff.). Bild: Villeroy & Boch AG

Der Stille Ort ist eine Utopie. Sie erreicht nur, wer das Dunkle, Abzustoßende samt seiner Gerüche annimmt. Friedensreich Hundertwasser stellt in seinem Manifest Scheißkultur den "Prozess der Zivilisation" vom Kopf auf den Hintern. Humus hat für ihn einen guten Geruch. Er ist das wahre schwarze Gold. Statt ängstlich die Scheiße wegzuspülen, sollten wir sie durch häusliche Kompostierung dem Kreislauf zuführen, der allein unser Überleben, geistig wie physisch, ermöglicht. Homo - Humus - Humanitas. Hundertwassers Humusklosett hatte Vorläufer im 19. Jahrhundert.



Die "Numi Toilet" kann einfach alles. Warum nicht zum Konferenzstuhl machen - Sitzungen wie im Alten Rom? Bild: Kohler Co

Peter Handke, einsilbig geworden durch die "Wörter der andern", das endlose Herunterspulen (oder Spülen?) der Wörter in Gesellschaft und Gesellschaften, findet am Stillen Ort seine Sprache wieder. Es ist der Ort "Ort". Handke hat ihn in der Kindheit kennengelernt, am Ende der Galerie des großväterlichen Bauernhauses, über dem Misthaufen des Stalles. Die Stille des Ortes erlebte er wieder in Japan in einer Tempeltoilette. Dort umfing ihn, als wäre es stofflich, das gleiche Habdunkel, die "klar

schimmernde Düsternis".

An solch einem Ort, etwas abseits vom Tempel gelegen, empfand auch der japanische Schriftsteller Tanizaki Jun'ichiro das Wohlgefühl, das vom Geruch von grünem Laub und Moos, vom sanften Rieseln des Regens und von der feinen Maserung des Holzes ausgeht. Alles Gegenständliche ist getaucht in das Dämmerlicht, welches durch das mit Papier überspannte Holzgitter der Schiebetür einfällt. Die Gedanken werden ruhig und klar. Nach hinten vorausschauend.

Die Suche nach dem verlorenen Ort ist kein bloßer Zeitvertreib.

Vom Wandel des Wohnzimmers

Die gehäutete Familie

Den im "Playboy" abkonterfeiten Damen scheint es an nichts außer einem zu fehlen. Richtig: Kleidung. Zwar verleiht ihre aseptisch polierte Haut ihnen repräsentativen Charakter. Sie sind als Playboy-Inventar so leicht zu erkennen und zu verwechseln wie Möbelstücke von IKEA, aber Repräsentation war einmal anders. Unter-, Über- und Reifröcke in Hülle und Fülle erhöhten den Liebreiz. Die Frau zog Kreise. Wie kommt es, dass die zweite Haut des "Leitbildes Dame", die Kleidung, auf die erste geschrumpft ist? Liegt es an der die Frau des Hauses kennzeichnenden dritten Haut, der "guten Stube"?

Diese Stube war nicht nur die Hülle der biedermeierlich geprägten Welt. Die Einrichtung wurde ihrerseits verhüllt mit Schonbezügen, Futteralen und Etuis. Ganz anders Hugh Hefners Magazin. Alles wurde aufgerissen. Aber wer den Playboy in den 50er und 60er Jahren las, wusste am Ende mehr über Inneneinrichtung als über Frauen. Die weltbesten Architekten und Designer durften sich im Blatt vorstellen.

Das Habitat des männlichen Jägers war das Apartment. 1959 kam, wenn auch nur als Kulisse einer vom Playboy gesteuerten Fernsehserie, das Penthouse hinzu. Die Frauen waren vor dem

Hintergrund des Lifestyles austauschbar geworden. Das "Leitbild Mann" jener Zeit ist ein mobiler Junggeselle. Mit seiner weiblichen Bekanntschaft unterhält er sich über Nietzsche und Jazz, nicht über Familie.



Fritz Lang und seine Frau, die Autorin Thea von Harbou, 1923 oder 24. Bild: W. Titzenthaler. Public Domain

Ging die Familie in der Nachkriegszeit kaputt, und verschwand mit ihr das geschlossene Wohnzimmer? Das wäre zu einfach. Die Dialektik liegt darin, dass mit ihrer Auflösung die Familie als imaginierter Archetypus wiederaufersteht, und sei es in Form der

noch so kleinen Sitzgruppe mit benachbarter Nippes-Sammlung. Das hieß einmal "Herrgottswinkel".

Die Sitzecke als Insel der Familiarität innerhalb der eigenen Wohnung hat eine lange Vorgeschichte. Hatte mit dem Wechsel vom 18. zum 19. Jahrhundert das liberale Bürgertum seine Salons noch der "freien Geselligkeit" geöffnet, begünstigte doch die Definition des Bürgertums durch Arbeit eine Trennung in einen privaten und einen beruflichen Bereich.

Die Schrumpfung der Öffentlichkeit

Die Öffentlichkeit, die am Hofe Ludwigs XIV. wie selbstverständlich das ganze Leben, Tag für Tag, bis zum Bett und dem Stuhlgang umfasst hatte, wich der Intimität. Die Stühle des Salons wurden halbkreisförmig um das Sofa gruppiert, welches seinerseits an den Rand rückte und Wangen bekam. Das Interieur schottete die Familie ab. Die gesprächigen Möbel wurden stumm und devot, sofern die "gute Stube" gegen eine alltägliche Benutzung abgesperrt wurde. Die Familie ist zweifach gesichert: nach außen und gegen sich selbst.

Das Interieur ist zum Etui des Privatmanns geworden, wie Walter Benjamin schreibt. Residuen des Öffentlichen erlebt er nur noch im Angstraum, wenn er, der fremde Gast im eigenen Zimmer, Spuren hinterlässt. Die Stunde des (bürgerlichen) Kriminalromans hat

geschlagen. Vom Gesellschaftlichen ist nichts als Halluzination übriggeblieben. Die spätromantische Seele ist gespalten.

Bei den Königen war hingegen - und das bis zum Ersten Weltkrieg - der Leib gespalten, in einen politischen und einen natürlichen. Ihre "öffentliche Tafel" war hoheitliches Zeremoniell, ein Augenschmaus fürs Volk. Sie saßen exponiert und aßen meist allein. Vertreter des höchsten Adels fungierten, zumindest symbolisch, als Diener, und das Volk durfte aus respektvoller Entfernung zuschauen. [12] Mit dem Essen wurde zugleich der politische (Staats-)Körper ernährt. Aber auch morgens und abends, beim rituellen Verlassen und Aufsuchen des Bettes, hielt Ludwig XIV. nach exakter Etikette Hof. Der Tagesablauf war eine rationale Mechanik. Die Dame empfing ihre Gäste nicht nur während der Toilette, sondern machte zu besonderen Anlässen wie der Entbindung von Erbfolgern sogar ihr Paradebett zum gesellschaftlichen Mittelpunkt. Das persönliche Leben war dem öffentlichen subsumiert. Für Diener und Wartende waren "Antichambres" vorgesehen.



Berliner Zimmer. Bild: Udo Ludo. Lizenz: CC-BY-ND-2.0

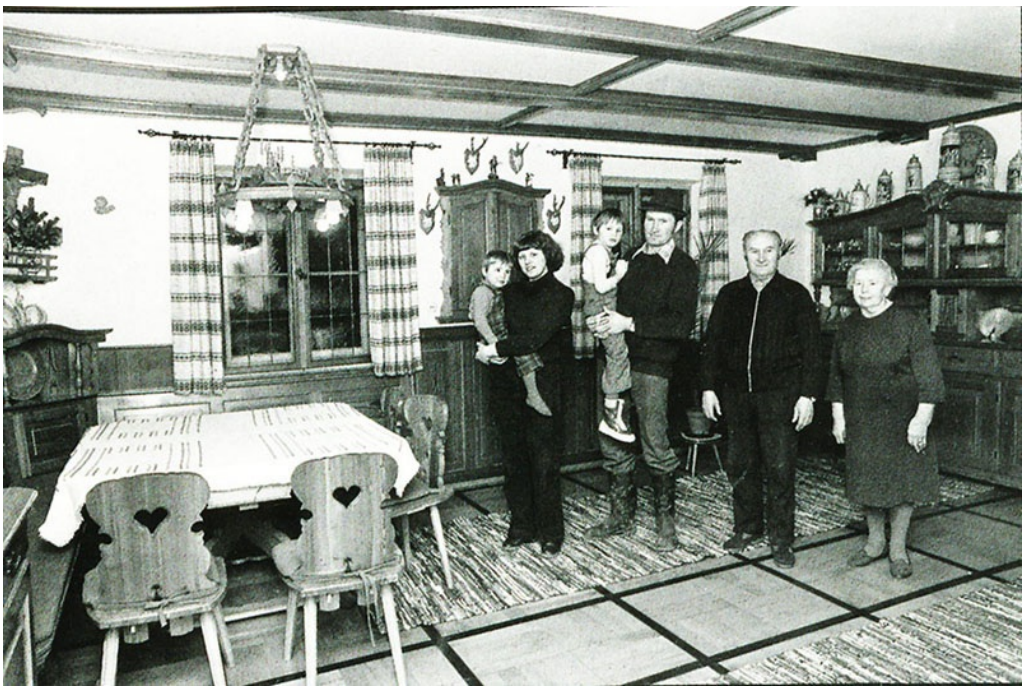
Die auf den absolutistischen König zugeschnittene soziale Rangordnung, der Status der Höflinge und die sich aus der Repräsentation ergebenden Funktionen spiegelten sich in einer Fülle von Zimmern wieder. Vom Empfangsraum über das Schreibkabinett bis zu Kabinetten für Kunstsammlungen waren die Zimmer in einer Reihe aufgefädelt (*Enfilade*). Ihre Funktionen umfassten den gesamten Tages- und Lebenslauf, und ihre Öffnungen zueinander unterstrichen die herrschaftliche Öffentlichkeit. Denn es gab keine Flure. Das Bürgertum orientierte sich am barocken Schloss und ließ sich mit Herrenzimmer,

Musikzimmer, Raucherzimmer, mit Frühstücks- und Gartenzimmer nicht lumpen. Grenzen waren nicht mehr durch den Rang, vielmehr durch das Einkommen gesetzt, das außerhalb, etwa im Kontor, verdient wurde. Die Fassaden wurden klassizistisch geglättet.



Krankheit inbegriffen. Aus der Berliner Wohnungs-Enquête, um 1905. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Am Ende waren die gesellschaftlichen Zimmer geschrumpft und kongruent geworden, im Wohnzimmer. Das 20. Jahrhundert begann als eines der Raumknappheit. Ausgerechnet das Wohnzimmer hatte eine Entwicklung genommen, die zur Enge der restlichen Wohnung beitrug. Die "schöne" oder "gute Stube" war unberührbar, ein häusliches Heiligtum. Insbesondere auf dem Land wurden die schmucken Aussteuermöbel, welche auf dem offenen Brautwagen überführt wurden, in dieser Stube aufgestellt, die dann nur noch zu festlichen Anlässen geöffnet wurde.



Für das Foto wurde die gute Stube ausnahmsweise betreten. Bauernfamilie, 1980er Jahre. Bild: Herlinde Koelbl

Aber arm und reich gab es in welcher Gesellschaftsformation auch

immer. Wenn der Hof des Meiers (oder die Domäne) das ungeteilte Größenmaß vorgab, ging es in der nicht so guten, weil einzigen Stube des kleinen Häuslers, der über ein Zweiunddreißigstel jener Besitzgröße verfügte, wuseliger zu. Häusliche Arbeiten wurden dort verrichtet, gelegentlich gehörten auch ein Kochherd und eine Schlafgelegenheit zum Inventar. Unter dem Kachelofen war Platz für das Hühnergitter, und das Jungschwein wurde nicht der Stube verwiesen, wenn es draußen kalt war.

Freiheit des Salons und Unfreiheit der Massen am Beispiel Berlins

Das waren die prekären Ausgangsbedingungen am Beginn der Moderne. Auf der einen Seite das Berliner Zimmer, ein großer, dunkler Durchgangsraum, der mit dem Buffet und dem Tafelsilber, mit dem schwerem Tisch und Sitzmöbeln gravitätische Steifheit verströmte.

Auf der anderen Seite das "Berliner Wohnungselend", fotografisch dokumentiert von der Krankenkasse ab 1901. Knapp 60% der Arbeiterhaushalte hatten vor dem Ersten Weltkrieg keine ausreichende Zahl von Betten. Diese waren mit bis zu drei Personen, auch Kindern belegt. 13% der Haushalte waren genötigt, ihre Betten an Schlafgänger zu vermieten - ein Schichtbetrieb. Die Betten wurden auch in der Küche, meist dem einzigen Raum neben

der Stube, aufgestellt. Der Zusammenhang zwischen Wohnungsnot und Krankheit (Tbc) wurde trotz der Krankenkassen-Enquête von den Vermietern weiterhin geleugnet.



Mme Récamier posiert auf dem nach ihr benannten Möbelstück. Lithographie von 1824

Die neureichen Spekulanten ließen sich im Grunewald nieder, dem "Millionärsslum", wie ihn Christopher Isherwood noch Ende der Zwanziger Jahre wahrnahm. Der erste Krieg und der Funktionalismus des Bauens hatte sie nicht angefochten, in ihren dicht an dicht stehenden "römisch-gotischen Ritterburgen" die Salons mit Interieur zwischen "altdeutsch" und "Renaissance" zu

überladen. Wohnzimmergräuel [13] wie Drachenschnäbel an Chinavasen sprangen einen an. Schon der erste preußische König hatte sie regalweise gehortet. Die Schwere des protzigen Interieurs beruhte auf dem Elend der Massen, von denen die Elendsten in Souterrain- und Kellerwohnungen hausten. Diese Talmikultur, die Karl Marx bereits für das Frankreich Napoleon Bonapartes geschildert hatte, sollte wie ein Kartenhaus zusammenbrechen.



Speisezimmer mit Vitrine und Anrichte. Jugendstil (Fin de siècle) von Eugène Gaillard. Bild: Bröhan-Museum, Berlin / Foto: Martin Adam

Eine erste Beschreibung des Elends in einer Massensiedlung vor den Toren Berlins datiert auf 1843. Die Verfasserin, Bettina von Arnim, steht zugleich für die Blüte des Salons als literarischem und

musischem Forum. Die Salons waren vom Geist der Romantik getragen, aber eingespannt in den größeren Bogen von der Aufklärung zu den sozialpolitischen Eruptionen vor und nach 1848.

Die Salongesellschaften begaben sich auch ins Freie. Freiheit hatte für Henriette Herz, Rahel Varnhagen und Fanny Hensel einen besonderen Klang. Wie Karl Marx in seinem Text "Zur Judenfrage" analysiert, war für sie die Emanzipation der Gesellschaft gleichbedeutend mit der Emanzipation der Juden. Aber Marx vergaß hinzuzufügen: Beides ist nichts ohne die Emanzipation der Frauen. Der Rückschritt dieser Bewegungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts färbte auf die Salons ab. In einer Art Refeudalisierung wurden sie für das Prestige der Gäste instrumentalisiert, die frei von sozialer Einstellung einen privilegierten Platz in der *besseren* Gesellschaft erobern wollten. Das Interieur wurde restaurativ.



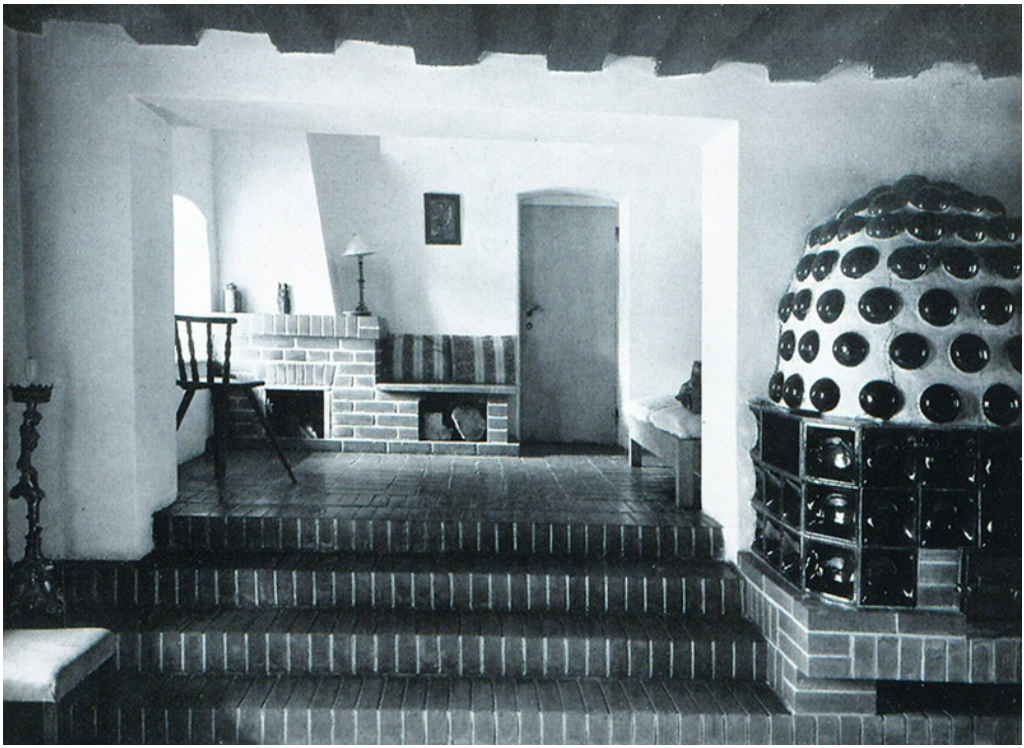
Gebürstete Fichte im Angebot der Deutschen Werkstätten, Dresden u. München, 20er Jahre

Der Kaiser verordnete den in angeklebten Ornamenten schwelgenden Eklektizismus ganz Deutschland und nannte, was davon abwich, "Rinnsteinkunst". Unmerklich hatte sich jedoch das Neue, Sachliche, in der Haut des Alten entwickelt. Die Ornamente des Jugendstils durchdrangen alles, lösten die Gegenstände auf. Sie verliefen ineinander. Die Architekten waren auch Inneneinrichter und hatten keinen Dünkel gegenüber Handwerks- und Ingenieurbaukunst.

Moderne: Die Familie gerät in Fluss

Die Geburtsstunde des modernen Designs war gekommen. Das der "Arts-and-Crafts"-Bewegung zuzuschreibende Red House von 1859 ist ein frühes Gesamtkunstwerk [14] jener Übergangsepoche, das Haus von Peter Behrens auf der Darmstädter Mathildenhöhe ein spätes. Berühmt auch sein Wertheim-Speisezimmer. Gebaut wurde von innen nach außen, von der ersten Haut des Menschen zur zweiten und dritten. Der Garten wurde als "Wohnraumerweiterung" angelegt. Das Prinzip hielt sich bis zu den offenen Grundrissen der Weimarer Zeit. Es ist nach wie vor aktuell.

Der Deutsche Werkbund, gegründet 1907, führte die Gewerke und Künste zusammen. "Vom Sofakissen bis zum Städtebau" war alles typisiert, weil industrialisiert. Die Linien wurden begradigt, die Möbel hell, und die fortschrittlichen Architekten ließen sich von der japanischen Reduktion aufs Wesentliche inspirieren. Die "Deutschen Werkstätten", beheimatet in der Gartenstadt Dresden-Hellerau, entwarfen Inneneinrichtungen für das Großbürgertum, fertigten aber auch serielle schnörkellose Möbel aus Weichholz für den kleinen Geldbeutel. Es waren Möbel aus dem Geist der Holzbearbeitungsmaschine. IKEA kam später.



Küche nach Umbau als erhöhter Kaminplatz in den Wohnraum einbezogen. Aufnahme aus den 1930er Jahren

Die sozialreformerischen Bestrebungen der Weimarer Zeit schlugen sich nicht nur in Debatten über Mindestgrößen für Sozialwohnungen nieder, sondern auch in den Wohnungsgrundrissen zumindest für das gehobene Bürgertum. Familienmitglieder können einander zugewandt sein, sollten sich aber auch abwenden können, für sich sein. Auch innerhalb der Kernzelle der Gesellschaft gibt es gemeinschaftliche und individuelle Zonen. Aber die scharfe räumliche Abgrenzung fällt bei den Bauhaus-Architekten. Die Zonen changieren je nach Stimmung

und Bedarf. Die konstruktive Trennung von Stütze und Wand ermöglicht frei stehende Wandscheiben oder Wandschirme, die sich bewegen lassen wie im Haus Rietveld in Utrecht.

Räume im Raum kristallisieren sich und weiten sich wieder. Was für Mies van der Rohe eine Tugend war, mussten die Kriegerwitwen in Gründerzeitwohnungen aus Not arrangieren, wenn sie Untermieter aufnahmen und sich selbst ins Berliner Zimmer zurückzogen. Sie stellten Paravants auf. [15]

Probewohnen im Kopf

Das Öffentliche und das Private befinden sich seit je in einem labilen Gleichgewicht, welches den Salon, die Stube oder das Wohnzimmer und deren Interieur bei allem Beharrungsvermögen immer wieder in eine Schieflage brachte. Diese Lage kann aufs Gemüt schlagen. Ging es im ersten Teil um eine Zeitspanne von der ständischen Gesellschaft bis zur Moderne, soll nun ein Rekurs auf die Antike erkunden, ob dieser Raum auch ohne autoritären Charakter eine Zukunft hat.

Das Wohnzimmer, ein Krankenzimmer?

Die Wiederanknüpfung ans Bauhaus nach dem Zweiten Weltkrieg misslang zunächst trotz der Bemühungen des Werkbundes und ausreichend guter Designer. Asymmetrische Formen und Ansätze

zu anbaufähigen Möbelmodulen in der Küche brachten keinen Durchbruch fürs Wohn-/Esszimmer. Die Mehrheit bevorzugte den "Gelsenkirchener Barock", dunkle Schrankwände und Sitzgarnituren, in denen man versank. Die Kissen bekamen den "exakten Nackenschlag".



Er: Kranführer. Sie: Hausfrau, aufgenommen vor 1980. Bild: Herlinde Koelbl

Mehr als die anderen Räume machte das Wohnzimmer Front gegen Innovationen. Um so heftiger nahm es den sozialen Wandel in Form von Widersprüchen auf. Gelang es der Hausfrau anfangs noch, regelmäßig den Tisch für alle zu decken, täuschten im Lauf der 50er Jahre "Mother's little helpers" von Maggi-Fondor über

Sauce hollandaise bis zu Fertiggerichten vergebens über den Rückgang gemeinsamer Mahle hinweg. Für improvisierte schleunige Mahlzeiten eignete sich besser die Wohnküche, aber sie war im Sozialen Wohnungsbau unterrepräsentiert.

Das Wohnzimmer hatte sich wieder zum verwaisten Kasten aus vier Wänden zusammengezogen und musste peinlich in Ordnung gehalten werden. Es könnten Gäste kommen, eine schwere Bedrohung. Valium sollte, glaubt man den Rolling Stones", zum eigentlichen "Little helper" der Mutter werden, und der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich, der 1965 "die Unwirtlichkeit unserer Städte" untersuchte, konnte sich bestätigt finden. Das Wohnungselend der Nachkriegszeit war nicht mehr physisch, sondern psychisch. Die zunehmende Enge der Wohnungen und die Dichte der Städte machen neurotisch.



Möbelausstellung 1953 in Erfurt/DDR. Bild: Wittig, , Deutsches Bundesarchiv (183-20816-0154). Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Die das Privateigentum umgebenden Zwänge erzeugen einen Anpassungsdruck, der ins Innere der Individuen gewandert ist. Diese können nicht mehr ausweichen. Der "Living room", der nach Mitscherlich (1965) oft ein Drittel der Nutzfläche der Wohnungen ausmacht, hat mit seinem Interieur Fetischcharakter bekommen. Nicht mehr repräsentiert er die Beziehungen von Personen. Diese Beziehungen haben sich zu solchen von Sachen verkehrt, die nur noch in Ordnung gebracht werden können, da sie unberührbar sind.

Darin liegt der relative Konservativismus des Wohnzimmers, selbst

wenn der Grundriss flexibel geworden ist und die neue Spezies, der Single, mehr Bewegungsraum hat. Das Ich neigt dazu, sich in diesem Zimmer zu idealisieren. Ich gebe mich so, wie ich meine, dass die anderen mich sehen. Die Möbelindustrie macht mit ihren Einrichtungen Angebote einer Ichidealersetzung, und die Werbeindustrie macht Erhebungen, um zu statistischen Typisierungen zu kommen, zu Deutschlands "häufigstem Wohnzimmer". Das geht so los:

» Auf 24 Quadratmetern blauem, mittelflorigem Velour-Teppich finden sich in harmonischer Eintracht ein Ecksofa in L-Form mit Mikrofaserbezug in Eierschale und dazu der passende Sessel. Ein rechteckiger Glastisch bildet den Mittelpunkt der Sitzgruppe und die perfekte Ablagemöglichkeit für die alle 14 Tage erscheinende Fernsehzeitschrift. [16] «

Die gemütliche Sitzecke ist ausgerichtet auf das Lagerfeuer der Neuzeit: den Fernseher in der hellen Schrankwand mit Vitrine und offenen Regalen. In einer Ecke ein kleiner Computerarbeitsplatz. Auch dabei: Tischlampe auf Beistelltisch, Deckenfluter und schmiedeeiserner Kerzenständer. Die Tapete ist Rauhfaser mittlerer Körnung, Marke Erfurt. Ausgerechnet Großbildschirme tragen zur Auflösung der Ordnung bei. Sie verlangen zwar eine zentrale Sichtachse zum Couch potatoe, vertragen sich aber nicht ohne weiteres mit der Schrankwand. Es muss gedreht und umgebaut

werden.



Das "häufigste Wohnzimmer". Bild: Jung von Matt

Die studentische Zielgruppe fällt aus diesem den Fünfzigjährigen abgeschauten Tableau anscheinend heraus. Nicht nur, dass Wohn- und Arbeitszimmer und gelegentlich auch das Schlafzimmer zusammenfallen, der studentische Wohnstil weist auch mehr Brüche auf. Wem das abgeschmackt vorkommt, der übersieht, dass vieles von Verwandten und Bekannten überlassen ist, einiges selbst gebastelt und anderes vom Trödel besorgt ist. Die Zusammenstellung mag hybrid und der Stil mag Retro sein, aber

bietet nicht das Zitat, bietet nicht die Verwirbelung gängiger Muster die Chance, eben diese Muster zu verfremden und damit aufzubrechen? Das Neue ist das Alte, recycled, reloaded und remixt.

Häutungen

Drückt unser Inventar uns aus - oder wir unser Inventar? Kommen die Möbel zu uns oder wir zu ihnen? Das ist ein Repräsentationszyklus, der Virtualisierungsmomente enthält. Warum sich mit dem Transport abmühen, dem leidigsten Teil des IKEA-Erlebnisses? Warum nicht gleich bei IKEA einziehen? Die Zimmer sind dort im Verhältnis 1:1 aufgebaut. Ein Besuch im Kaufhaus wird zum Familientest, aus dem es so schnell kein Entkommen gibt. Die Stimmung ist schon vor dem Einschlafen verkatert. Aus diesem Möbeltraum gibt es kein Aufwachen.

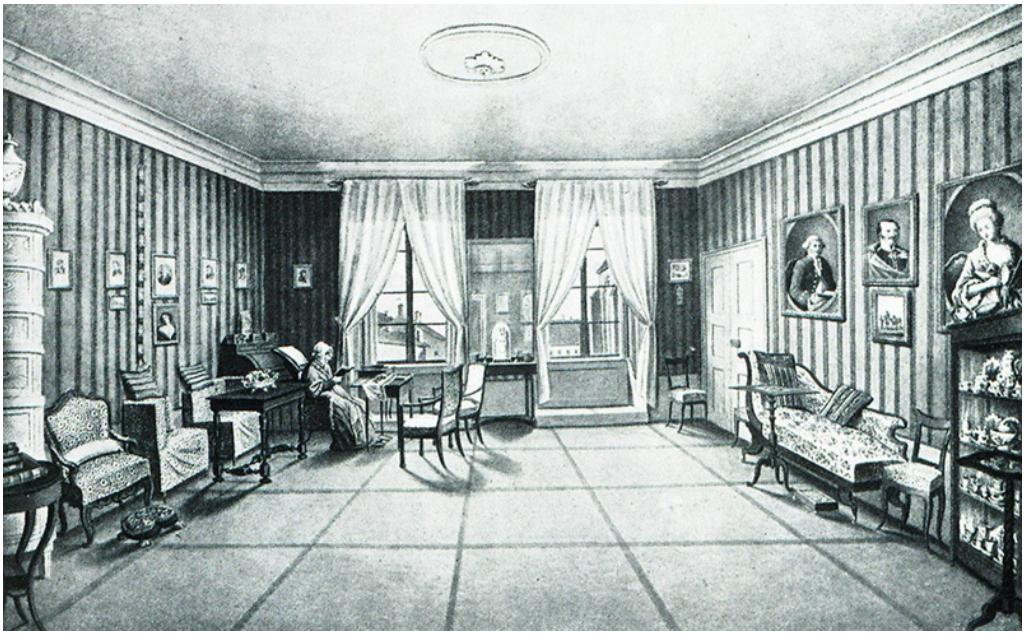


Wohn-/Gästezimmer einer poststudentischen WG. Bild: Weichel

Die Repräsentationsreste des Wohnzimmers drehen sich heute

nicht mehr um die Sorge, ob Verwandtschaft zu Besuch kommt, sondern die Frage lautet: "Kommen wir jetzt im Internet?" Dem Team von Google home view ist es nonchalant gelungen, in die meisten Wohnzimmer vorzudringen. Die Innenwelt der Außenwelt...

Was die Widersprüchlichkeit des Wohnzimmers heute noch ausmacht, ist der Gegenbegriff "Gemütlichkeit", gegen die Mitscherlich nichts einzuwenden hätte, wenn sie nicht Rückzug und Erstarrung bedeutete. Tagträumerisch werden Entwicklungen verschlafen, die außen stattfinden. Lofts, Maisonette-Wohnungen und Penthouses haben freie Grundrisse, die anpassungsfähig sind an die Patchwork-Biographie. Wohnungen sind Lebensabschnittspartner geworden. Für Studenten werden Container übereinandergestapelt, Häuser schwimmen auf Gewässern, Wohnkuben lassen sich über Land mitnehmen. Die Wohnung als Rucksack - oder als schwerelose Blase wie das Küchenlabor von *raumlaborberlin*. Überall aufblasbar, den Rhythmus der Stadt atmend, oder auch platzend wie das Finanzkapital.



Biedermeierliches Wohnzimmer, um1820

Was heute im Hinblick auf Realisierbarkeit entworfen wird, war in den wilden 60er (und 70er) Jahren phantastische Erfindung. Bubbles und wuchernde Zellen kamen auf, wandernde Städte und "tragbare Wohnzimmer". Kapseln an Tragwerken aus Röhren formten sich zu Organismen, welche die Grundfeste der Architektur, die Schwerkraft, auflösten. Die utopischen Entwürfe etwa von archigram, Buckminster Fuller und Haus-Rucker-Co reagierten auf die bemannte Raumfahrt. Die Revolution der 60er Jahre ging von der Pneumatisierung, dem Ein- und Ausatmen des Raumes aus. Dieser weitete sich, so dass Städte wie Raumstationen ins Weltall ausschweifen konnten, und er verengte sich zugleich zur Wohnung als technisch hochgerüstetem Raumschiff. Und noch

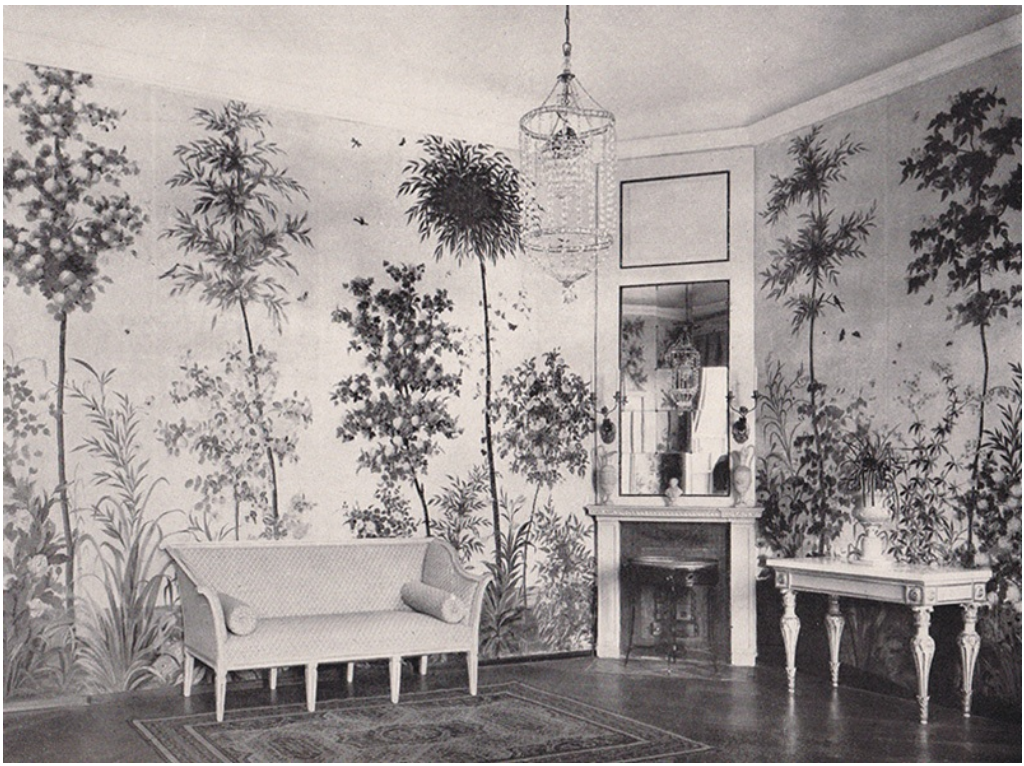
enger: Die zweite Haut, die Kleidung, und die dritte Haut sind zum eigenen pneumatischen Raumkörper des bewegten Menschen geworden. Die Emigration der 30er Jahre hatte es schon angebahnt: Leben aus dem Koffer.

Wie in vorhergehenden Aufbruchszeiten waren Städtebau, Architektur und Inneneinrichtung zum Design verschmolzen. In Verner Pantons Visionen waren es Zimmer und Polster, die zu einer einzigen Phantasy Landscape verschmolzen. Die jedwede Tektonik, Wand und Decke aufhebenden Formen und die psychedelischen Farben geleiten den Besucher zu einer Reise nach innen. Müßig zu sagen, dass es sich bei den die Wahrnehmung erweiternden Polstern ebenso wie bei LSD um Kunststoffe handelt.

Reise um mein Zimmer im Gepäckwagen

Alle menschlichen Reisen haben einen Anfangs- und einen Endpunkt: die Höhle, bürgerlich: das Zimmer. Die Reise nach innen hat eine Topographie. In dieser Reise erschließt sich mir die Welt. Für De Maistre war es schon Ende des 18. Jahrhunderts die "Reise um mein Zimmer". Die Entwicklung des bürgerlichen Wohnens aus einer Trennung von Privatem und Öffentlichem, von Intimität und Repräsentation zu erklären, reicht nicht. Das Eintauchen in das Labyrinth der Innerlichkeit entzieht der Außenwelt die Libido-Besetzung und entgrenzt die Subjektivität. Die Seele spaltet sich,

nicht nur im Zeitalter der Romantik. Die Natur wird als Kunstkonstrukt ins Haus geholt und wurde schon im Rokoko auf die Wände projiziert, auf Tapeten oder als Malerei. Es ist ein neuer Horizont aus exotischen Motiven. Er ist viel weiter gesteckt als das reale Auge nach draußen in die Landschaft blicken könnte. Auf verschlungenen Pfaden sucht der Mensch seine innere Natur.



Salon mit gemalten Tapeten, 1798

Aus dem Rückzugsraum ist eine "Bewusstseinsinsel" geworden. Die Stube ist "Kopfinnenraum". Solche romantischen Vorstellungen, die dann auch Ungeheuer als Kopfgeburten hervorzaubern können wie

bei E.T.A. Hofmann, hatte die Renaissance sachlich ausgemalt. Der Gelehrte sitzt im Gehäuse und durchmisst mit Hilfe wissenschaftlichen Gerätes, aber doch kraft seines Geistes die Welt und den Kosmos.

Die Askese verhilft dem Eremiten zur Konzentration. Ab den 1830er Jahren jedoch, der Regentschaft Louis Philippes, füllen sich allmählich die Stuben und Salons mit Interieur bis zur Verstopfung. Die Wohngegenstände werden gleichsam nach Masse und Gewicht berechnet. Die kapitalistische Warenzirkulation und Mehrwertproduktion spült sie in die Haushalte. Das Interieur wird nicht nur zum Etui des Privatmanns, sondern ist zugleich sein Universum. Nun heißt es, die Welt zu begreifen, indem möglichst viel konsumiert wird. Die Bedrohung durch unbekannte Fortschrittsmächte soll durch Einverleibung der Sachenwelt ins Haus bezwungen und durch allerlei Zierrat stillgestellt werden.



Die Einheit von Wohn- und Musikzimmer. Bild: David Waldvogel

Noch einmal: Drückt das Interieur die Persönlichkeit des Bewohners aus? Oder wird er selbst vom Warencharakter seiner Einrichtungsgegenstände ereilt? Dann würde sich die Beziehung umkehren: Die Person drückt den Charakter ihrer Gegenstände aus. Sie wird zur Maske. Um das zu verhindern, sollte man sich heute davor hüten, allzu viele Design-Experten anzuheuern, die einem höchst entgegenkommend die Wohnung oder das Haus als vermeintlich persönliche Signatur einrichten. Meist ist das Ich am Ende solcher Design-Prozesse geschwächt. Aus der persönlichen Identität ist eine konfektionelle Spielmarke geworden. Allein der Mut, aus Konventionen auszubrechen, verbürgt noch keinen guten

Geschmack. Aber wo stünde die Kunst ohne solche Aufbrüche?

Prinzip Oikos

Die etymologischen Wurzeln von "Stube" sind umstritten. Wahrscheinlich ist die Herkunft aus "ausgehöhlter Baumstamm" oder Kasten. Das älteste Erzeugnis aus solchen Baumstämmen sind Truhen, die, als sie von Zimmerleuten oder Schreinern gefertigt wurden, auch zum Sitzen oder gar zum Schlafen taugten. Die Truhe steht als Pars pro toto für die Stube. Gleichwohl ist die Stube nicht der älteste Raum des Hauses, das ursprünglich in Teilen Norddeutschlands nichts als ein einziger Raum war. Das Hallenhaus umfasste die ganze Wirtschaft, auch das Vieh. Das "Wohnstallhaus" bildete die süddeutsche Variante. Das Zentrum war die Feuerstelle, erst als offenes Feuer, später mehr und mehr eingefasst. Hiervon sonderten sich Zellen ab: Stuben, unbeheizte Kammern oder schlicht Alkoven.



Die Einheit von Wohn-/Ess- und Gartenzimmer. Bild: Wald-Burger 8. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Der älteste Teil des Hauses, das Innerste, war schon in der Antike der Oikos mit der Herdstelle. Das Feuer, der "eigene Rauch", war Symbol des Hauses insgesamt und verweist auf ältere Opferkulte. Auf mutterrechtliche Ursprünge verweist Hestia, römisch: Vesta, die Göttin des Herdfeuers. Der Oikos war dem mütterlichen Regime über die Familie gewidmet, während der peripher gelegene "Andron" den Männern vorbehalten war, die sich dort halb liegend dem Trinken und dem Dialog hingaben. Die soziale Struktur und die hausräumliche Ordnung korrespondieren. Das Haus war - und ist -

eine soziale Plastik.

Der Kreis schließt sich, denn die Wohnküche scheint als Reminiszenz an den Oikos bessere Zukunftsaussichten zu haben als das Wohnzimmer. Den wachsenden Wünschen der Stadtbevölkerung nach Wohnküchen sind die Wohnungsbaugesellschaften bisher nicht gerecht geworden. Ganz allmählich setzt bei ihnen ein Umdenken ein. Der "amerikanische Grundriss" versetzt die Küchenzeile ins Wohnzimmer. Auf die gleiche Weise kann in Altbauten das Berliner Zimmer, dieser um die Ecke geführte übergroße Raum, aufgewertet werden. Das Zimmer erstarrt nicht länger in Familienritualen, sondern nimmt spontan wechselnde Gemeinschaften auf.



Altbau-Modernisierung: Wohn-/Esszimmer und Küche zueinander geöffnet. Bild: privat

Dem "Neuen Bauen" der 20er Jahre ist der Vorwurf gemacht worden, den Weg zur Wohnküche durch die ergonomisch gestylte Maschinenküche verbaut zu haben. Übersehen wird, dass schon damals die Öffnung zum Wohnzimmer eingeleitet wurde durch Schiebetüren oder Verglasung der Trennelemente (Münchner Küche). Entscheidend ist heute ein neutraler Grundriss, der die Zusammenlegung von Funktionen ermöglicht, aber auch die Verlegung je nach Bedarf. Die Wohnung regelt dann nicht mehr ihren Benutzer, sondern der Benutzer die Wohnung.

Das Rad der Zeit würde ein Stück zurückgedreht in Richtung der alten Hallenhäuser, deren Potential bereits am Beginn der Moderne von Architekten wie Hermann Muthesius erkannt worden war. Die Zubereitung des Essens läge nicht länger hinter den Kulissen des gesellschaftlichen Lebens. Der Amerikaner Frank Lloyd Wright holte das Kaminfeuer und das Kochen ins Zentrum des Hauses zurück und weitete es zum Wohnbereich auf. Die Produktion des Essens und die Konsumtion sind gemeinschaftlicher Akt. Wenn heute noch ein Computer-Arbeitsplatz integriert wird, ist das Haus wieder ganz.

Vom Wandel des Schlafzimmers

Das Gehäuse der Welt

Ludwig XIV. überschaute von seinem Bett aus den Hof von Versailles. Haus - Hof - Land - All, sie bildeten eine Achse, welche die absolute göttliche Kraft auf die Erde projizierte. Endpunkt und irdischer Mittelpunkt war das Bett. Nicht ganz so weit blickte das Dienstmädchen im gründerzeitlichen Berlin, das auf dem "Hängeboden" schlief, einem dunklen Verschlag oberhalb des Flures, der Speisekammer oder des Klosetts, der "als Hundestall gebraucht" werden könnte, wenn er nicht über eine Leiter zu erreichen gewesen wäre. Das soziale Gefälle zwischen Schlafstätten ist nicht geringer als das zwischen glücklichem Traum und Albtraum.

In Korea erzählt man sich die Anekdote von den Eheleuten, welche Lust aufeinander bekamen, aber abwarteten, bis ihr Junge im selben Zimmer eingeschlafen war. Nach dem Akt fragt der Mann seine Frau, ob es ihr gefallen habe. Sie antwortet nicht. Darauf der Junge: Mama, sag doch mal, dass es Dir Spaß gemacht hat.

Mit einem Mal sind Scham und Peinlichkeit in eine entspannte natürliche Beziehung zwischen den Generationen aufgelöst. Umgekehrt verhielt es sich in europäischen bürgerlichen

Haushalten des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die Peinlichkeitsschwelle rückte vor, die Zimmer wurden abschließbar, und die Beobachtung des Koitus war für die Familienmitglieder absolut tabu. Wenn es dennoch passierte, war es für das Kind eine traumatische Erfahrung, die es sein ganzes Leben unbewusst verfolgte. Eines der Kinder war der Wolfsmann Freuds berühmtester Fall. Jener Koitus beflügelte die Psychoanalyse.



Johann Heinrich Füssli: Nachtmahr (1802). Bild: Public Domain Mark 1.0

Das Vorrücken der Scham- und Peinlichkeitsschwelle machte Schlaf-

und Badezimmer zu intimen Räumen. Hygiene wurde von der neuen Gesundheitspolitik als Mittel der moralischen Erziehung eingesetzt. Der Leib wurde zum Privateigentum. Das Bei-wohnen wurde hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens verlegt. Das Bett wurde zur psychischen Gefahrenzone. Gerade durch seine Abschottung geriet der Körper um so leichter außer Kontrolle. Es gibt keinen sündelosen Schlaf, befand Arthur Schnitzler, und Freud interpretierte noch den letzten Traum, selbst wenn er ein Alb ist, als verdeckten Sündenpfuhl. Die bürgerliche "Respektabilität" war dahin.

Repräsentation trotzt Revolution

Wie weit hatte man sich doch vom Barock entfernt. Jenes Zeitalter war der Höhepunkt des Paradebettes. Der privateste Bereich - gipfelnd im königlichen Leib - war zugleich der Inbegriff des öffentlichen Lebens. Im Raum des Paradeappartements, in welchem das Prunkbett stand, empfing der König nach einem ausgefeilten Reglement Besucher. Aus deren Sicht stand das Bett im Mittelpunkt eines Intrigenspiels. Die Königin, aber auch die Maitresse des Königs, hatte ihr eigenes "Lit de parade". Auf diesem Bett in voller Kleidung sitzend [17] , nahm sie die Besuche "Bevorzugter" entgegen. Der Daueraufenthalt im Bett tat auch Königinnen nicht gut. Es wird von Langeweile berichtet.



Versailles: Paradebett der Königin. Bild: Kallgan. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Friedrich I. hatte in seinem Charlottenburger Paradezimmer eine Winduhr, heute noch zu besichtigen. Der Wind ist in die Rationalität der Mechanik überführt. Die Wetterfahne in Gestalt eines Pferdes verweist auf die göttliche Macht, die sich auf den König überträgt und die er zugleich zum Prinzip seiner Herrschaft hat. Göttliches und Natürliches sind vereint. Das Paradebett konnte in europäischen Herrscherhäusern auch als zeremonielles Sterbelager dienen. Und die Wöchnerin präsentierte ihr Kind nicht erst nach der

Geburt. "Madame du Maine ließ während ihrer Schwangerschaft in ihrem Schlafgemach Maskenbälle veranstalten, die sie vom Bett aus dirigierte, so dass man schon fürchtete, (...) dass sie von einem Kind mit einer Karnevalsmaske entbunden würde." [18]

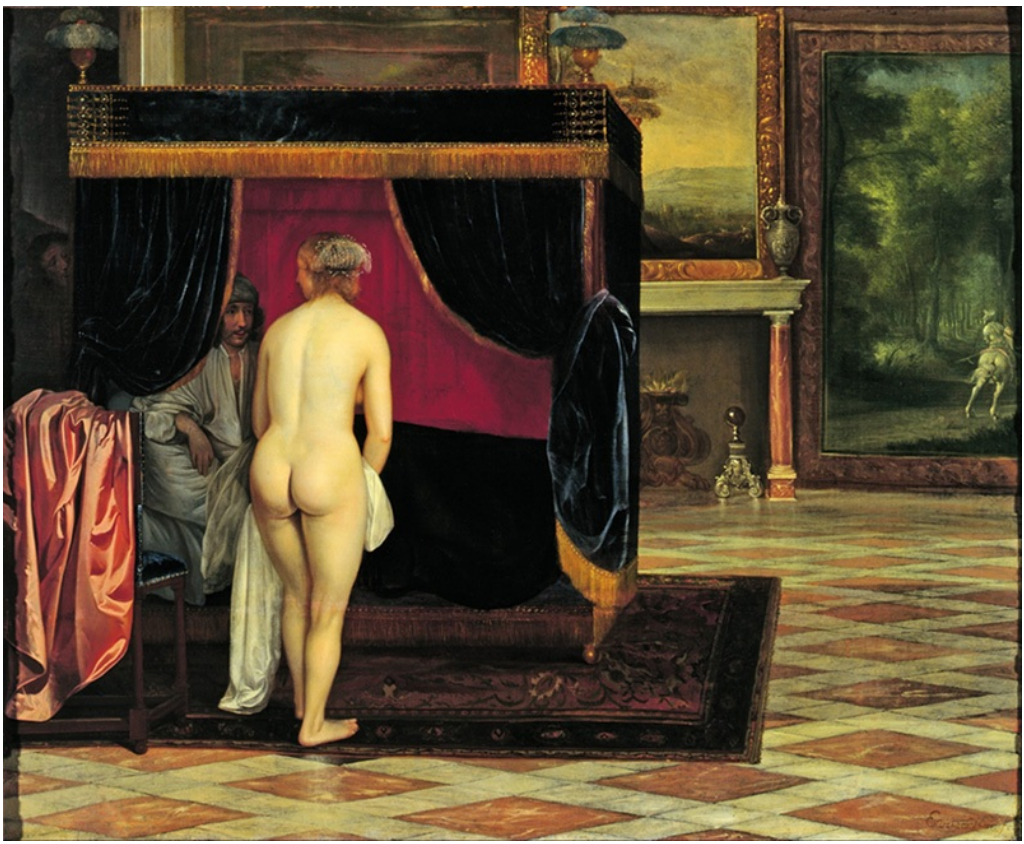
Viel früher schon, in merowingischen Zeiten, lässt sich das "Lit de justice" nachweisen. Es entwickelte sich zu einer Art Thronsessel mit Baldachin, in welchem der König als oberster Gerichtsherr auf und zwischen Kissen Platz nahm. Zum Barock hin verließ sich die herrscherliche Gewalt statt auf Justitias Schwert lieber auf das Ausbalancieren politischer Ränke der "distinguierten" Höflinge. Die Gesellschafts-. Parade- und Schlafzimmmer hatten Antichambres (Vorzimmer). Hier hielt sich nicht nur die Dienerschaft, sondern auch der Pulk der Wartenden auf, die sich einen Aufstieg in der Gunst des Herrschers erhofften. Man "antichambrierte".



Addis Abeba: Hier ruht und schläft, wer zum Schutz des

Grundstücks angeheuert ist. Bild: Eva Maria Ocherbauer

Das Funktionsschema der Räume konnte je nach Rang und Reichtum reduziert sein und trifft generell auf die Stadthäuser (hôtels, palais) des französischen Hochadels zu. Die realen Schlafzimmer des Herren und der Dame des Hauses lagen in gebührender Entfernung auf gegenüberliegenden Seiten, und keiner mischte sich in die Zirkel des anderen ein. Schon damals galt: Getrennte Schlafzimmer erhalten die Beziehung.



Eglon Hendrik van der Neer: Die Frau des Kandaules entdeckt den

versteckten Gyges (1660-62). Bild: DcoetzeeBot. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Der gewöhnliche und kleine Adel musste sich mit einem dem Schlafzimmer angegliederten Toilettenkabinett begnügen, um beim Ankleiden von dienstbaren Geistern und Besuchern umschwirrt zu sein. "Toilette machen" war die Verbesserung der Natur mit künstlichen, gleichsam schauspielerischen Mitteln. Wer noch ärmer dran war, hatte die "Toilette", den Tisch und Spiegel zum Schminken und Frisieren, im Schlafzimmer stehen. Die Spiegelgarnitur wurde auch "Psyche" genannt.

Aus der Psyche wurde der Waschtisch, als die französische Revolution Schluss mit dem adeligen Kodex machte. An seine Stelle trat die Mode und restaurierte gleich das Prunkbett, das sich im Empire bis zur Imitation antiker Tempel aufschwang. Gehuldigt wurde Diana als Mondgöttin. Auch mit der Repräsentation war es nicht vorbei. Mme. Récamier, nach der ein bis heute komfortables Liegemöbel benannt ist, gewährte während Ihrer Abwesenheit dem allgemeinen Publikum Einblick in ihr formidables Schlafzimmer, gegen Eintritt versteht sich.



Höfisches Bett (vermutlich Stuttgart) um 1800; dazu Nachtkästchen und Bettpfanne. Bild: Austin Towers. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

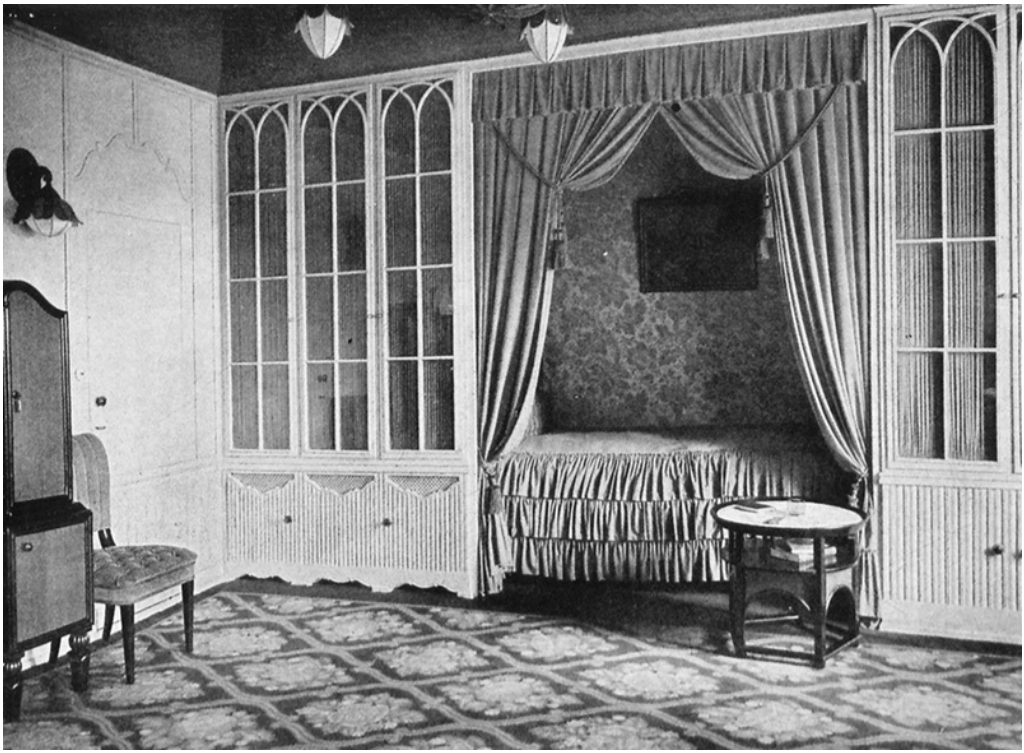
Klassisch kann die Ausprägung der Raumstruktur in Norddeutschland studiert werden. Schlafzimmer sind eine Abspaltung von der Halle des Einraumhauses, weswegen sie bei fortschreitender (und regionaler) Differenzierung in der Nähe der Aula, der Stube, des Salons usw. liegen. Diese Abordnung von bzw. Zuordnung zu einem Zentrum hat sich unter anderen Voraussetzungen auch in Südeuropa entwickelt. In der römischen Domus, dem Haus der Reichen, schlossen sich seitlich an den Hauptraum - das Atrium - die Cubicula an, die Schlafräume. Hinter dem Atrium war in der Längsachse das Tablinum gelegen,

vergleichbar dem Paradezimmer - wenn auch im Barock eine stärkere Betonung der Querachse hinzukam.

Im römischen Tablinum empfing der Pater familias Getreue und weniger Getreue. Aber auch in Rom öffnete sich wie in der gesamten (Bett-)Geschichte die Schere zwischen arm und reich. In den Insulae, den zwischen Bodenspekulation und Baupfusch schnell verkommenden Mietshochhäusern, waren Schlafkammern für einfache Wohnungen nicht eigens ausgewiesen.

Die Revolution wird innerlich

Die Zäsur nach dem Untergang Roms traf auch die Schlafkultur. Im Mittelalter setzte sie wieder ein mit dem ersten selbständigen Möbelstück, der Truhe. Sie konnte auch zum Schlafen verwendet werden und bis in die Renaissance hinein zum Sitzen. In den Wohntürmen der Burgen war die erste Entwicklungsstufe zum Pfostenbett ein Podest (Bühne) oder Bänke vor der Wand. Die Ablösung von der Wand ging vom Mittelmeerraum aus und verlief in mehreren Etappen. Signal einer Loslösung war der Baldachin, der schon das Lit de justice bekrönte. Er wurde an der Zimmerdecke befestigt. Nachdem sich auch das Bett von der Wand emanzipiert hatte, wurde aus dem Baldachin der Himmel des Bettes, der es ganz überdeckte und von dessen Pfosten gestützt wurde. Er war nun aus dem Holz des Bettes, fein drapiert.



Schlafzimmer mit alkovenartig eingebautem Bett, eingerichtet von Lucian Bernhard / Berlin vor 1919. Bild: Public Domain

Ein anderer Entwicklungsstrang ging von einem - oder mehreren - Bettkästen aus, die sich nebst Schränken hinter der Vertäfelung des Raumes verbargen oder in einer Nische lagen. Die regionalen Bezeichnungen waren verschieden: Alkoven, Butze, Schlafkoje oder Kabinett. Das Holzpaneel, das sich in den Raum wie eine Zwischenwand vorschob, stützt die These der Abspaltung der Schlafkammer vom ursprünglich multifunktionalen Raum. Das konnte auch ein Verschlag am Ofen sein, der erstens warm war und zweitens wie in kleineren Häusern der Oberpfalz Distanz zum

Kleinvieh wie Hühnern und Jungschwein bot, das ebenfalls in der Stube kreuchte und fleuchte. Als Schlafkammern außerhalb der Stube aufkamen, wurde jener Verschlag noch zum "Tagschlafen" [19] zwischendurch genutzt, denn die tägliche Arbeit der Bauern bestand aus kleineren Zyklen als die der Industrie, die später den "Normalarbeitstag" vorgeben sollte.

Die Ablösung von der Wand machte aus dem Bettkasten ein Kastenbett. Gleichwohl hielten sich Alkoven-Formen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Beharrungsvermögen einmal gegebener Schlafzimmereinrichtungen ist im bürgerlichen und ländlichen Milieu immens. Mit einer zeitlichen Verzögerung (Cultural lag) kam die französische Revolution in bürgerlichen Wohnstuben an, aber paradox: In dem Maß, wie der Repräsentationsdruck abnahm, wurde der biedermeierliche Bürger "innerlich". Aber gerade im Bett, das den Schlafenden "einhaust", steckt die Kraft der Erneuerung - des Denkens und des Hauses. Das Gehäuse umgibt den Schlafenden wie den Gelehrten. Hat der Heilige Hieronymus die ganze Welt denkend in seinem Gehäuse zu Gebote, weil das Übergangsstadium zu Schlaf und Traum das richtige Verhältnis aus geistiger Anspannung und Entspannung herbeiführt?

Howard Hughes, einer der reichsten Männer, hatte über die ganze Welt Klausen verstreut, in denen er wie ein Anachoret hauste. Er

verschwand im Gehäuse ("dark room") und simulierte in seinem von technischem Gerät gut eingerüsteten Bett die Welt. Er entzog sich der sichtbaren räumlichen Verfügung, um Herr über Raum und Zeit zu werden. [20] Hugh Hefner, Chef des 'Playboy', parodiert das noch einmal mit seinem elliptischen Bett, aus dem er Häschen zaubert. Schriftsteller wie Montaigne oder Goethe, für die Liegen eine Haltung der Inspiration war, sprechen bescheidener vom "Gedankenzimmer". Schon die Antike kannte die Elukubration, das nächtliche Spinnen von Gedankenfäden bei schwachem Lichtschein.

Hin und her rücken

Das Hervorrücken des Bettkastens aus der Wand bringt Bewegung in den Raum, nicht nur in der Wahrnehmungsform einer "Reise um mein Zimmer", sondern in der geometrischen Form eines Raumes im Raum. Räume, die als Kuben gefasst werden, können ineinander - über- und untereinander - verschachtelt werden. Das griff am Beginn der Moderne Adolf Loos auf, um auch die festen Wände des Schlafzimmers aufzubrechen und die Grenze zwischen den Räumen des Hauses verfließen zu lassen. Der Traum brachte es immer schon fertig, Räume zu verschachteln-.



Sie: Yogalehrerin. Er: Yogalehrer. Bild: Herlinde Koelbl

Das mobil gewordene Bett wechselte im Lauf der Jahrhunderte mehrfach die Position. was auch davon abhing, ob es ein- oder "zweischläfrig" war. Die Renaissance mit ihrer Vorliebe für durchbrochene Fassaden und gestaffelte Räume legte eine Stellung quer zu den Fenstern oder in einer Ecke nahe. Im Barock rückte das Himmelbett in die Symmetrieachse des Zimmers, gegenüber den Fenstern. Die Sichtachsen wurden in den Hof oder Garten verlängert. Im Biedermeier wiederum wurden die Möbel am Rand und die Betten längs zur Wand aufgestellt. Dias Mobiliar bildete

den Rahmen des Kultes der Familie. Die Inneneinrichtung samt der Wanddekoration war in der Art sentimentaler Souvenirs gestaltet.

Im Lauf des 19. Jahrhunderts drehten sich die Betten mit dem Kopfende zur Wand, und die Einzelbetten der Eheleute rückten zusammen. Zwischen den Betten hielt sich bis ins 20. Jahrhundert - bis das Französische Bett populär wurde - die "Besucherritze". Sie wurde im Zeitalter der bürgerlichen Kleinfamilie nicht als solche genutzt, während im Spätmittelalter, als man nackt, nur mit einer Haube bekleidet schlief, und noch in der Renaissance die einfachen Haushalte sich nichts daraus machten, die Familienmitglieder bunt in einem Bett zusammenzuwürfeln. Wenn dazu noch Gäste auf mehrere Familienbetten, die in einem Zimmer standen, verteilt wurden und in der Dunkelheit mal der eine oder die andere "heraus" musste, ohne richtig zurückzufinden, konnte die Nacht etwas kitzlig werden, wie Boccaccio beschreibt.



Schweizer Hotelzimmer. Bild: Swissôtel Le Plaza Basel. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

In Himmelbetten schlief man in angewinkelter Position, unterstützt durch Polster und Keile. Insbesondere im ländlichen Bereich, wo die Betten auch für damalige Körpergrößen sehr kurz waren, näherte sich die Schlafstellung dem Sitzen an. In der Renaissance waren die Betten des aristokratischen Milieus sehr hoch. Sie mussten über Stufen oder Truhen erklommen werden, die das Bett umgaben. Ein niederländischer Maler stellte um 1520 die "Verkündigung an Maria" dar. Vier Matratzen liegen auf dem Alkovenbett. Wenn solche Gemälde auf Defloration und Geburt anspielten, wundert es nicht, dass die alten Meister Matratzen und Bettdecke rot gefärbt

haben. Die Symbolkunde weiß noch mehr: Ist eine Dame vor geschlossenen Bettvorhängen abgebildet, ist ihre Jungfräulichkeit angezeigt. Umgekehrt bei geöffneten Vorhängen.

Unter den hohen Betten war Stauraum. Darunter passten zum Beispiel "Schiebebetten" für Kinder oder Diener. Der Lebensstandard der Dienerschaft hing auch von der Haushaltsgröße der Herrschaft ab. Für ländliche Milieus gilt die Faustregel: Knechte schlafen in der Nähe der Ställe, Mägde in der Nähe der Küche. Aber auch hier sind die Abweichungen zahlreich. Schlafstätten konnten im Winkel unter der Bodentreppe oder in Kammern auf dem Dachboden liegen. "Im nordfriesischen Geesthardenhaus war zwischen Küche und Fortele (Flur) sogar ein doppelstöckiges Bett eingebaut, dessen untere Hälfte die Magd von der Küche aus und dessen obere Hälfte der Knecht von der Fortele aus bestieg." [21]

"Schlafen ist kein geringes Kunststück"

Das Schlafzimmer und sein Interieur haben einen längeren Umschlagszyklus als andere Räume. Es hat Extreme zu verkraften zwischen sozialen bzw. öffentlichen Funktionen und einer Exklusion, die auch das Bett und den Leib erfasst, die Räume im Raum. Diese Betrachtungen des ersten Teils werden nun an die Gegenwart herangeführt. Ein gutes Schlafzimmer-Design vergesse

die Träume nicht.

Erfüllter Raum und ausgezehrte Seele

Mit dem Einschlafen entzieht sich der Körper der rationalen Kontrolle und macht sich selbständig. Sinne wie der des Tastens oder des Geruches werden vermindert; um so aktiver wird der innere Sehsinn. Die vorgekaukelten Traumbilder reagieren auf Störungen in der Körpernatur, bedingt durch den Stoffwechsel der Organe. Was schon Aristoteles erkannte, ergänzt Freud um Störungen, die von mangelnder Verarbeitung alltäglicher oder biographisch einschneidender Erlebnisse herrühren. Werden diese, weil zu belastend, verdrängt, gleiten sie ins Unbewusste ab und erstehen im Traum als Übersinnliches in neuer Zeit- und Raumordnung wieder auf.



Das Bett, das aus der Kälte von Krankenhäusern, Internaten und Kasernen kommt: retro-fähig? Bild: Katharina Streletzki

Im Bett liegen heißt, zu Hause anzukommen, ob Höhle oder Hölle. Die Traumarbeit versucht, das Defizitäre an unseren Wünschen und Trieben auszugleichen. Wir rollen uns ein und steigen in die "Krypta unseres Elternhauses" hinab. Wir tauchen ein in ein "ozeanisches Gefühl". Der Schlaf entführt uns in den unvordenklichen Zustand der Mutterleibsexistenz, warm, dunkel und reizlos. Zu einem Drittel unseres Lebens sind wir überhaupt noch ungeboren, schreibt Freud. Das verschafft uns zugleich eine Ahnung des Todes.

Die Schlafstellung vermittelt dem Körper ein Raumgefühl. Eine Hälfte ist der Unterlage und damit dem Erdboden zugewandt, die

andere dem Geist. Aus der Lage der Glieder sucht Marcel Proust ("Auf der Suche nach der verlorenen Zeit") im Halbschlaf die Richtung der Wand, die Stellung der Möbel abzuleiten. Es können aber auch ganz andere Räume sein, vergangene, die unwillkürlich aus dem Gedächtnis auftauchen. Der Körper bewegt sich, sucht den Raum zu füllen. Der Körper ist das "Gerüst der Welt".



Obdachloser in der Wiener Kanalisation, um 1900. Bild: PDold. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Der erfüllte Raum bietet Schutz, ist eine erweiterte Haut. Eine falsche Stellung des Körpers war für Hippokrates Krankheitszeichen. Eine falsche Stellung des Bettes raubt den Schlaf. Der Kopf wird am weitesten von der Tür entfernt gebettet,

der Blick zum Fenster muss gewährleistet sein. [22] Die halbbewussten Erinnerungsbilder, die uns beim Einschlafen gleich einer Hypnose erscheinen, machen das Schlafzimmer zu einem virtuellen Raum, und Schlafen ist eine Kunst:

» Schlafen ist kein geringes Kunststück, denn man muss den ganzen Tag dafür wachen. «
Friedrich Nietzsche

Mehr als die Kunst des Schlafens wurden die Störungen - Unausgeschlafenheit und Müdigkeit - in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wissenschaftlich untersucht. Die vom rationalen Geist nicht kontrollierbaren körperlichen und übersinnlichen Reaktionen wurden Gegenstand der Naturwissenschaft und Medizin. Akademische Kommissionen hielten am Bett von "Fastenwundern" Wache, um an den Ausscheidungen zu kontrollieren, ob die Fastende - heute würden wir sagen: die Anorektikerin - nicht doch heimlich Nahrung aufnimmt.

Aus der Rotation und dem Magnetismus der Erde wurden Schlüsse auf die Himmelsrichtung gezogen, nach welcher das Bett auszurichten sei. Spiritualismus und Parapsychologie blühten. Das "Zeitalter der Nervosität" war zugleich mit der Industrialisierung gekommen. Hysterie und Schlafwandeln hatten Konjunktur, und der Zusammenhang von Schlaflosigkeit und Depression lässt bis

heute Forscher nicht ruhig schlafen. Das Symptom könnte sich zu einer Epidemie ausweiten, denn in der "Müdigkeitsgesellschaft" gehen die meisten Menschen zu Bett, wann sie wollen und stehen auf, wann sie müssen.



Rentner-Ehepaar, um die Jahrtausendwende. Bild: Herlinde Koelbl

Die fortschreitende Intimisierung umgab den Körper mit einem "Cordon sanitaire". Gleichzeitig diagnostizierte die Sozialhygiene kranke Städte, verseucht mit Tbc, Typhus und Cholera. Die Gesundheitsbewegung reichte bis ins "sanitäre Schlafzimmer" hinein. Vorschriften ergingen gegen Alkoven und für häufiges Lüften und Staubwischen. In Privathäusern sollten ständige Krankenzimmer freigeräumt werden. Aber diese Vorstöße zu

pathologischer Leere richteten gegen die Überladenheit mit historistischem Plüsch nichts aus. Für ein gutbürgerliches Schlafzimmer um die Jahrhundertwende war eine barocke Einrichtung mit Himmelbett gerade gut genug. Wer ins Großbürgertum aufstieg, leistete sich getrennte Schlafzimmer. Die durften auch in Rokoko oder Neurenaissance sein - Hauptsache reich.

Verpufft war die Empfehlung zu "gesunden Möbeln" und Eisenbetten. Diese fanden sich in Krankenhäusern und Ledigenheimen für die den Städten zuströmenden Arbeitskräfte wieder. Hier und in den Einraumwohnungen der Mietskasernen war jedwede Privatsphäre aufgehoben. Wer keine Arbeit fand, konnte um einen Platz im Nachtasyl anstehen. "Der Fuseldunst, die Ausdünstung von 50-60 Menschen, der Geruch der trocknenden Kleider, die qualmenden Lappen - welch eine grauenhafte Atmosphäre." [23]

Widerstand gegen Verwandlungen

Für das städtische Proletariat wie auch für Teile des Kleinbürgertums war "Schlafzimmer" bis zum Ersten Weltkrieg ein Fremdwort. Gartenstädte und der soziale Wohnungsbau der 20er Jahre schufen zunächst nur für eine Minderheit Abhilfe. Insbesondere in Wien waren schon im 19. Jahrhundert

platzsparende "Verwandlungsmöbel" aktuell, wenn nicht gleich Raumteiler das Zimmer insgesamt verwandelten. Es ging bereits zu Beginn des Jahrhunderts los mit einem "Betttisch". Im Zuge der industriellen Fertigung der Möbel kamen dann "Betten auf Knopfdruck" auf den Markt: Klappbetten oder in Schrankwänden "getarnte Betten", dazu Sofabetten.



Serviervorschlag eines unübertrefflichen Einrichtungshauses. Bild: Bernhard Wiens, Objekte: IKEA

Das von Adolf Loos inspirierte Raumprogramm löste starre Räume auch in der Vertikale auf durch mehrere Raumebenen. Die Podeste

konnten für Stauraum oder gar für ein herausschwenkbares Bett genutzt werden. Frank Singer und Friedl Dicker brachten ihre Bauhaus-Erfahrung in solche Entwürfe ein, so für einen begehbaren Schrank, unter dem sich das Bett herausdrehen ließ. Toiletten- und Frühstückstisch waren im "Schrankraum" inbegriffen.

Raumteiler wie zweiseitig benutzbare Schränke sind aber auch aus der entgegengesetzten Richtung zu interpretieren: Verschiedene Funktionen können in einen Raum integriert werden. Somit hätte, ähnlich wie bei der Öffnung von Küche und Wohnraum zueinander, das Schlafzimmer zur Entwicklung offener Grundrisse beigetragen. Aber abgesehen von einer Linie, die sich vom Bauhaus bis zu Lofts zog, blieb dieser Raum "architektonische Zwangsjacke".



Marke Eigenbau. Die 160 cm hohe Liegefläche schafft dringend

benötigten Stauraum. Bild: Weichel

Ein Gang durch Einrichtungshäuser für den Mittelstand vermittelt den Eindruck, die Zeit sei bei den Stereotypen stehengeblieben, die über den Zweiten Weltkrieg hinaus die Norm waren. Das Zimmer, besser die Schachtel, wurde vollgeknallt mit einem überdimensionierten Doppelbett mit einander angeglichenen oder durchgehenden Kopf- und Fußbrettern, zwei Nachtkästchen, einer gegenüberliegenden Schrankwand und vielleicht einer Frisierkommode Oberhalb des Bettes prangten tanzende Nymphen oder eine feurige Zigeunerin. Die hieß damals wirklich so. Das ist passé. Heute wird zum aktuellen Wohntrend "Homing" die Losung ausgegeben: "Skulpturen wie Torsos und Halbakte schmücken die Wohnung."

Es gibt Gründe für den Konventionalismus. Nach dem Krieg kaufte Otto Normalverbraucher in Erwartung regelmäßiger Gehaltseingänge gleich die ganze Zimmergarnitur auf Kredit. Von den Raumteilern überfüllter Unterkünfte wollte er weg. Was der "Werkbund" Anfang der 50er Jahre, indem er an die Bauhaus-Tradition anknüpfte, an hellen, leichten und formal reduzierten Möbeln auf Muster-Ausstellungen anbot, war dem neuen alten Konsumenten suspekt. So schnell lief die Entnazifizierung in den Schlafzimmern nicht ab. Hier konnte das Eheleben gegen die Diktatur eines demokratischen Geschmacks abgeschirmt werden.

Ein paradoxer Raum. Auch vor den Kindern war man sicher. Der soziale Wohnungsbau reservierte ihnen "halbe Zimmer".

Traumarbeit

Boxspringbetten, quasi mit mehreren Matratzen übereinander und auf ca. 70 cm ansteigend, Bettrahmen, die viel Stauraum bieten, begehbare Ankleiden und Betthimmel zum Selber-Nähen - das alles gehört zum Repertoire heutiger Designer. Sie machen auch nicht vor Rokoko-Imitaten mit verschnörkeltem Kopfteil halt. Alles ist schon einmal dagewesen. Der Fortschritt rund um das Bett ist ein Kreislauf.

Der "Gelsenkirchener Barock" der 50er Jahre hatte - außer bei den ihre Familie nachholenden Arbeitsimmigranten Südeuropas - mit der Studentenbewegung abgedankt. Die "Kommune" startete mit Matratzen auf dem blanken Boden, dann schoss die Bewegung in die Höhe in der Hochbettbastelphase. Das sind die Eckpunkte eines nunmehr modischen Auf und Ab. Der Übergang zu Weichholzmöbeln kam schnell in der Mitte der deutschen Gesellschaft an: Schließlich wird dem schwedischen Möblierungsstil nachgesagt, den strengen Funktionalismus "gemütlich" gemacht zu haben.



Kapselhotel, Osaka. Bild: Chris 73. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Innerhalb seiner engen Grenzen wurde das Schlafzimmer "wohnlicher". Die Teile wurden einzeln gekauft. Sessel, Beitische und Bücherborde fanden Eingang, ergänzt in den 80er und 90er Jahren um Radio, Fernseher, und Computer. Frühstück im Bett war keine Sünde mehr, und wenn, konnte es gleich am Hometrainer abgegolten werden. Die erhöhte Aufenthaltsqualität zeitigte auch

gegenläufige Momente. Man vermochte sich, rundum versorgt, einzuigeln, was das deutsche Wort für "Cocooning" ist.

Wer es überbieten wollte und konnte, ließ sich im Schlafzimmer eine freistehende Badewanne installieren. Für den Bischof von Limburg blieb diese Kombination ein Traum, während sie von der Architektengruppe GRAFT im Berliner "Hotel Q" in ironischer Zuspitzung realisiert worden ist. Der Gast kann vom Bett in die Wanne gleiten, entlang einer Plastikwelle.

Am anderen Ende, in oder bei Flughäfen, liegen die "Kapselhotels", mit 2 - 4 m^2 großen Kabinen, in denen nicht gut gleiten ist. Nachdem die Hühnchen aus ihren Käfigen befreit sind, ist es nur recht und billig, dass der Mensch die Stelle einnimmt.



"Hotel Q", Berlin-Charlottenburg. Bild: Architekten: GRAFT, Foto: hiepler brunier architekturfotografie

Das Spektrum ist größer geworden. Bevor aber der Konsument auf die Idee kommt, sich zu Hause einen persönlichen Stil zu gönnen, ist seine Individualität bereits durch die Design-Mechanismen auf ein Milieu festgelegt worden, in dem er berechenbare, aus der Evolution stammende Reflexe zeigt. Der Designer ist wie der Igel des Märchens mit dem Hasen immer schon da. Die persönliche Note wird zur Stromlinienform eines Identitätsdesigns. Das Schlafzimmer bleibt konventionell, auch wenn der Druck zur

Veränderung steigt.

Die Lage ist nicht ausweglos. Woher Einfälle nehmen? Das Liegen und Ruhen hilft uns. Wir gleiten in den Schlummer. Das Ich wird brüchig zwischen Tag und Traum. Salvador Dali pflegte im Sitzen einzunicken, und wenn der silberne Löffel, den er in der Hand hielt, auf einen Messingteller fiel, erwachte er mit einer Bildidee. [24] Peter Handke nimmt keinen Löffel. Er braucht dafür etwas länger. Wenn er nach Stunden der Schlaflosigkeit am Morgen beginnen möchte, "ist es schon geschrieben". Es sind die Zwischenwelten, in denen wir die Dinge nur auf uns zukommen lassen müssen.

Handke fragt, "was uns die Müdigkeit erzählt". Müdigkeit ist der Anfang, sie ist selbst das bestmögliche Handeln. Das wusste Oblomow [25] , der Bett und Diwan nicht mehr verließ, schon vor 150 Jahren. Sein Nichtstun war die stillschweigende und menschenwürdige Antwort auf die leere Geschäftigkeit der Gesellschaft um ihn. Er kannte noch nicht die Smartphone-Gesellschaft. Dieser wäre mit der Wiederentdeckung des Schlafzimmers als Rückzugsort einer Geselligkeit ohne technologische Hochrüstung weitergeholfen. Warum nicht im wachen Zustand Träume verarbeiten? Lesen und schreiben, essen und schwatzen und was sonst so im und um das Bett dazugehört.

Baden zwischen Lust und Revolte

Kleine Geschichte der Badezimmer, Badehäuser und Volksbäder

"Es war nun höchst amüsant, sich die verschiedenen Verordnungen der Ärzte aus den verschiedenen Teilen Italiens einmal anzusehen. Besonders im Hinblick auf Bäder und Duschen widersprachen sie einander derart, dass von zwanzig keine zwei übereinstimmten." Was sich wie ein aktueller Befund zu Gesundheitsratgebern liest, schrieb der Philosoph und Politiker Montaigne im Jahre 1580. Er hatte eine Reise durch mehrere europäische Thermalbäder unternommen, wo er vergeblich versuchte, seine Nierensteine loszuwerden.

Gleichwohl empfahl Montaigne tägliches Baden zur gesundheitlichen Vorsorge. Das war um so dringender, als diese "gute Sitte" abhanden gekommen war. Gewaltiges war geschehen. Die Entdeckung Amerikas war mit der Einschleppung der Syphilis in Verbindung gebracht worden. Aufgabe der Bader war es nun, die Bräute vor der Hochzeit auf die "französische Krankheit" zu untersuchen. Ebenso verheerend wütete noch im 16. Jahrhundert die Pest.

Ärzte wärmten die antike Theorie von den Miasmen auf, den

schlechten Ausdünstungen, die aus dem Boden heraus und in die Haut eindringen. Das brachte eine mentale Wende mit sich: Unlust kam auf. Denn nun durften die Menschen nicht mehr gemeinsam in einen Trog hüpfen. Vorbei waren die Freuden mittelalterlicher Badehäuser, die auch gemeinsames Speisen und gelegentlich gesellige Akte eingeschlossen hatten, vor denen, wenn es hochkam, schnell ein Vorhang zugezogen wurde.

Die medizinischen Begründungen der neuen Verbote waren die Rationalisierung eines gesellschaftlichen Umbruchs. Der hieß "Zivilisation". Die Menschen wurden voneinander distanziert. Scham und Peinlichkeit waren die Gefühle, durch welche sie die Berührungsverbote verinnerlichten. Die höflich-höfische Zeit der "Manieren" brach an. Die Menschen wurden wasserscheu. "Waschen schwächt den Körper." Aber das neue Zeitalter nannte sich auch galant. Die "trockene Reinigung" applizierte um so mehr Parfüm und Puder auf Haut und Kleider. Die Damen verströmten Sinnlichkeit, die Herren taten es ihnen nach. Die gesellschaftlichen Momente des Umgangs mit dem Körper waren nicht ausgestorben, aber sie veränderten ihre Form

Die offene Tür

Verhüllung und Enthüllung hielten sich die Waage, und beides war ein öffentlicher Akt barocker Herrschaft. Im Parade-Bett sitzend

wurden die Höflinge empfangen und die Staatsgeschäfte auf Touren gebracht. Zuvor hatte die Königin durch Fingerschnalzen kundgetan, wie oft "es" in der letzten Nacht passiert war. Das "Toilette machen", möglichst in einem dem Schlafzimmer nahegelegenen Raum, war ein öffentlicher Prozess. Die Dame, ob Königin oder Mätresse, empfing Besucher nach täglich neu taxierter Wichtigkeit. Zur Aneinanderreihung der repräsentativen Räume gehörte in Versailles die Badeanlage. Es ging jedoch nicht um "hydrophile Hygiene", sondern bestenfalls um Entspannung beim Baden und vor allem wieder um Repräsentation.

"Der Lehrer Marie Antoinettes, der Abbé de Vermont, gewährte in der Badewanne sogar Bischöfen und Ministern Audienz. Die Herzogin von Châteauroux lud, als wolle sie ihrem Status als Favoritin offiziellen Charakter geben, den König Ludwig XV. zu diesem Schauspiel ein. Dieser wiederum bat noch Höflinge hinzu, die sich im Nebenzimmer aufhielten. Die Tür ließ man offen, um miteinander plaudern zu können." [26]



Das Frauenbad. Albrecht Dürer, 1496. Bild: Public domain

Der Körper des Königs war die Inkarnation der Gemeinschaft und Gesellschaft. Nicht mehr hieß es: Alle baden und essen gemeinsam. Sondern: Alle dürfen zusehen. Die Funktionen des königlichen Körpers waren öffentlich, von der Nahrungsaufnahme über die Ausscheidung bis zur Rekreation. Wenn bei den tieferstehenden

Rängen noch kein Bad vorhanden war, wurde die transportable Badewanne im Schlafzimmer, im Raum der Toilette oder gar im Salon aufgestellt. Madame de Prie empfing den Marquis von Argenson auf ihrem Bidet. Dieses Gerät wurde auch als Möbelstück im Stil der Zeit hergestellt. Eine frühe Form des "Sharings" waren doppelsitzige Bidets. [27]

Waschen und Baden waren im Barock räumlich dem Schlafzimmer zugeordnet. Die Scham war in den höheren Ständen mit Frivolität gekoppelt. Der Adel und der der Religionskämpfe müde Klerus ließen sich ihre Mätressen nicht nehmen, für die vor allem außerhalb der Haupthäuser luxuriöse Badehäuser etwa im Stil von Grotten errichtet wurden. Scham und Nacktheit zusammen riefen bis zum Rokoko eine neue Betrachterhaltung hervor: den Voyeurismus. In den üppigsten Badehäusern liefen im oberen Geschoss Galerien um.



Badenburg (1722) im Schlosspark Nymphenburg; Modell des Schwimmbads.
Bild: Hans-Joachim Heyer/Boris Miklautsch, Jonas Verlag

In Fontainebleau führte der König persönlich die Gäste durch das Badeappartement. Pierre Guilbert verrät: "Madame Madeleine badete zu Beginn dieses Sommers. Ich kenne das Geheimnis jener Blendnische, durch die man mittels eines reflektierenden Spiegels, der in eine Rocaille eingefasst ist, die Damen im Bade sehen kann." [28] Joao V. von Portugal bestellte für seine Geliebte, einen Nonne, in London eine vergoldete Silberbadewanne, ruhend auf drei Delphinen, und im Badhaus von Schwetzingen floss das Wasser aus dem Schlund von sieben Schlangen, die sich um den Beckenrand ringelten.

Wurden im Zeitalter der Empfindsamkeit die barocken Formate zurückgenommen und auch die adeligen Bäder intimer, gleichsam an einer arkadischen Natur orientiert, so sprengte das 19. Jahrhundert alle Formen. Das Volk war auf die Bühne getreten; der Adel fühlte sich bedroht, ohne sich den Anschein geben zu wollen. Im Gegenteil: Die Erneuerung der Baulichkeiten und des Kurparks von Baden-Baden in den 1820er Jahren vermischte die Stile zum Eklektizismus, auf dass der Adel vor der Folie frei verfügbarer und austauschbarer Traditionen sich selbst feiern konnte. Trink- und Badekuren waren Vorwand für Spiegeleien und Glücksspiele.

Die geschlossene Tür

Das Bürgertum zeigte sich unentschlossen zwischen den Klassen. Sofern biedermeierlichen Zeiten nachtrauernd, imitierte es adelige Gewohnheiten. Badekabinette wurden in Alkoven neben dem Schlafzimmer eingerichtet. Das lässt sich jedoch nicht vereinheitlichen. Ärmere Familien mussten ihre Wanne oder Badeschüssel im Flur oder der Küche aufstellen. Für das gehobene Bürgertum wurde 1873 die Empfehlung abgegeben, das Bad komplett zu möblieren mit Diwan, Fauteuil, Trumeaukästchen (Schränkchen als Spiegel-Untersatz) usw. Der Historismus hielt Einzug. Die flächendeckende Erschließung der Städte mit fließendem Wasser zur selben Zeit warf jedoch alles um. Die Versorgungsstränge konnten reduziert werden, wenn das Bad zur Küche verlegt wurde. Und die Schüssel des Waschtisches emanzipierte sich vom Möbel, indem sie zum Waschbecken wurde.



Saunaturm als erster Schritt zu einem öffentlichen Bad in einem Hafen von Göteborg. Bild: raumlaborberlin

Wasser musste nicht mehr geschöpft und getragen werden. Diener wurden überflüssig, zumal Handtuch- und Rockhalter ins Bad Einzug hielten. Der Mentalitätswandel, der Rückzug ins Private, der mit dem Verbot gemeinschaftlicher Badehäuser begonnen hatte, war perfekt. [29] Die Tür zum Bad konnte erstmals abgeschlossen werden. Der Raum wird, wenn die Frau ihn betritt, zum Heiligtum. Die Gesellschaft muss draußen bleiben. Dazu bedurfte es keiner Verbote mehr. Die Paarung von Scham und Intimität reichte aus. Fehlt nur noch, glaubt man Adolf Loos, die Rohrzange: "Der Klempner ist der Wegbereiter der Zivilisation." Ist seine Arbeit

"Zivilisationstechnik"? Von der Sozialhygiene und der Städtereinigung führte ein Zug zur kulturellen Moderne Das Bürgertum sonderte seine Behausungen durch 'Cordons sanitaires' von den Arbeiterwohnbezirken ab.



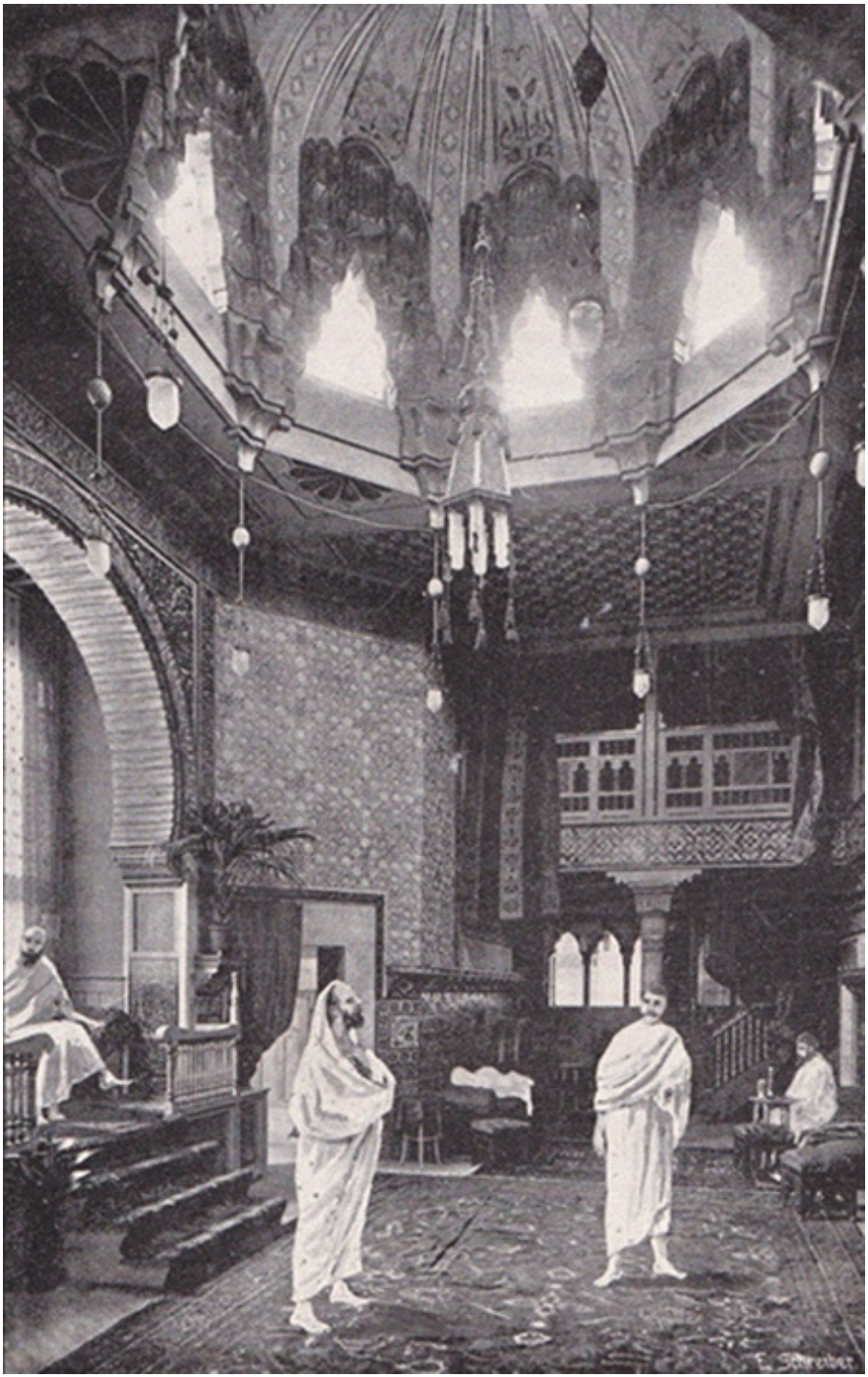
Auf die Technik kam es schon 1905ff. an. Bild: Vaillant

Schmutz wurde mit Laster gleichgesetzt, Hygiene mit sittlicher Ordnung. Von sozialhygienischen Maßnahmen zur Verbesserung des Wohnumfeldes versprach sich Alfred Krupp, dass die befürchtete "allgemeine Revolte der Arbeiter" an ihm vorübergehe. Die ärztliche Forderung von 1873: "Jedem Deutschen wöchentlich ein Bad" mutete utopisch angesichts des statistischen Befundes an, dass noch um 1900 rein statistisch auf jeden Berliner alle drei Jahre ein warmes Bad kam. Die Zahl beschönigt zudem das soziale Gefälle etwa zwischen Beamten und Arbeitern. Die Flüsse hatten sich in Kloaken verwandelt. Pariser Kanäle wurden von Exkrementen verstopft. Cholera-Epidemien erzwangen den Bau öffentlicher Bade-Anstalten. England war ab dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts der Vorreiter. Waschanstalten bzw. Dampfwäschereien gehörten häufig dazu.



Müller'sches Volksbad, München 1901. Bild: Jorge Royan. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Im Ruhrgebiet waren Waschkauen für Bergarbeiter die Ausgangsbasis von Volksbadeanstalten. Zunächst bestanden diese aus Wannenbädern, dann auch, weil ökonomischer, Brausebädern. Größere Schwimmbecken bedurften der Überdachung, in Berlin zuerst 1855. Das Wiener *Dianabad* war schon 1842 mit einer 58 m langen und 22 m breiten verglasten Eisenkonstruktion versehen worden. Der Vergleich mit Bahnhofsbauten liegt nahe. Wannenbäder hielten sich in Berliner Schwimmhallen bis in die Mitte der 1990er Jahre.



Alte Schwaben, um 1900. Bild: Public domain

Das Bürgertum des 19. Jahrhunderts wollte sich anfangs nicht mit den Arbeitern gemein machen. Die Wannen- und Brausebäder fürs gemeine Volk waren in quasi militärischer Ordnung angelegt, Badedauer und Wassertemperatur streng geregelt. Die Körper der Arbeiter und ihres Nachwuchses sollten für die industrielle Reproduktion und die Kriegsverwendung tauglich gemacht werden. Aber spätestens ab dem Fin de siècle waren Luxusbäder nicht mehr dem Bürgertum vorbehalten. Die Schwimmbäder wurden "Paläste des Volkes", antike Thermen oder die Rokoko-Pracht imitierend mit Galerien, mit Marmor und Vergoldungen. Die Bäder waren Inspirationsquelle des Jugendstils. Bedampft und geschwitzt wurde römisch, orientalisch und russisch.



So könnte die Museumsinsel für Einheimische und Touristen neu erschlossen werden. Bild: Flussbad Berlin e.V.

Die Volksbäder sind ursprünglich aus den Flüssen aufgestiegen. Flussbäder sind schon im Mittelalter, und aus rituellen Gründen noch früher, gebräuchlich gewesen. Die mittelalterliche Unbefangenheit hielt sich lange am und im Fluss. Man badete nackt und ohne Scheu zwischen den Geschlechtern. In Ulm ging die Auseinandersetzung zwischen der Obrigkeit und den Badenden hin und her, bis letztere sich in einer Petition zu "Schwimmsachverständigen" mauserten, um ein Badeverbot von 1803 anzufechten. Aber seit der Französischen Revolution setzte sich auch am Fluss eine "Einhausung" des Badens, eines alten Gemeinguts, durch, erst durch Kabinen auf Schiffen oder Flößen - und zwar als Reinigungsbad - dann durch Badehütten am Ufer. Flussbaden, auch ohne institutionelle und bauliche Einengung, ist in der Schweiz - wo es "Schwumm" heißt - bis heute beliebt und soll in Berlin an der zentralen Museumsinsel wiederbelebt werden.

Die Tür zur Vergangenheit

Gegen das Hygiene-Dogma als Mittel zur Volksgesundheit wendete sich in den privaten Bädern des Großbürgertums ein historistischer Prunkstil, der diesem Raum am Vorabend des Ersten Weltkriegs den Komfort eines Wohnzimmers verschaffen sollte. "Kein Gegenstand ohne Kunst" hieß es im Hinblick auf den

Ornamentüberschwang auch im Bad. Prototypen amerikanischer Bäder wurden hingegen in Kontinentaleuropa als "Dreckentfernungsmaschine" verhöhnt.

Die zunehmende Technisierung des Bades durch fließendes Wasser und Gasboiler sowie den sachlichen Stil von gusseisernen Wannen hatte in den USA einen frühen Funktionalismus des Notwendigen auf kleinem Raum hervorgerufen. Zwar legten die Sanitärstränge die Angrenzung des Bades an die Küche nahe, doch machte das Komfort-Bedürfnis die Nachbarschaft zum Schlafzimmer erstrebenswert und rief das Bild des "Toilette Machens" ins Gedächtnis zurück. In den USA dienten Hotels als Vorbild für diese Lage.

Die Koordinaten Küche, Schlafzimmer und selbständiges Wohnbad bestimmten die Baderaumplanung im gesamten 20. Jahrhundert, wobei die Art des Hauses und die Kaufkraft der Klientel die äußeren Bedingungen waren.



Zweisitzer sind nicht immer das, wofür sie gehalten werden, wusste schon Loriot. Objekt/Bild: Kohler

Kommunitäre Formen des Badens waren nicht aus der Welt. Luft- und Sonnenbäder, die Errungenschaften der Lebensreformer, hielten sich bei organisierter Nacktheit bis in die Weimarer Zeit. In den "Volkswohnpalästen" wie dem Karl-Marx-Hof in Wien waren ausschließlich gemeinschaftliche Bäder eingebaut. Auf den Rückzug in die private Innerlichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg reagierte die Studentenbewegung. In der Kommune I wurde lebhaft diskutiert, ob beim Gang aufs Klo die Tür geschlossen werden darf.

Wer heute in sein Bad Sauna und Whirlpool einbaut, liebt die Geselligkeit nach Art römischer Thermen. Mit dem feinen Unterschied, dass es nun auf privater Basis geschieht. Wer über die entsprechenden Raummaße etwa eines Lofts verfügt, kann das Bad auch zum Schlafzimmer öffnen. Halbhohe Blenden genügen, wenn nicht gleich alles in ein Möbelstück integriert ist. Baden und Wohnen verbinden sich zur Wellness-Landschaft, zum Spa.

Mittlere Einkommensschichten können sich immer noch die kleine Geselligkeit zweisitziger Badewannen und zweier Waschbecken leisten. Wer über 3 - 4,5 m^2 Badezimmerfläche verfügt, und das sind immerhin 50% aller Wohnungen, bei dem mag es noch zu einem Waschtisch mit Schüssel reichen.



Mit formaler Strenge die Verbindung nach draußen herstellen: "Red Bridge House", Sussex Pers Smerin. Bild: Tim Crocker

Das ist Retro. Für Badezimmer kann heute verallgemeinert werden: Je reicher, desto Retro. Alles ist möglich, ob "Tropical", Country oder Belle époque. High-Tech in Chrom und Milchglas bläht den Funktionalismus zum Demonstrationsobjekt für neidische Gäste auf, die man im Grunde nicht leiden kann. Am Ende zieht man sich allein ins Bad zurück, den Ort der Selbstbespiegelung, und stellt fest, dass alles schon wieder überholt ist. Einrichtungsberater haben leichtes Spiel. Sie verkaufen nicht einfach Sanitärprodukte, sie verkaufen den Stoff, aus dem Badeträume sind. Zum Glück gibt es auch in der Badewanne einige, die gegen den Strom

schwimmen.

Städtisches Wohnen im Spiegel seiner Utopien

Die Realität zerplatzt an der Blase

"Etwas Riesenhaftes rollt auf uns zu, etwas Ungeheuerliches. Ein mächtiger Sturm wird unserer Gesellschaft die Trägheit aus den Knochen schütteln und sie aus allen Fugen krachen lassen." Sagt Baron Tusenbach in Tschechows "Drei Schwestern" (1901). Derselbe antwortet an anderer Stelle auf die Frage, wie wir in zwei-, dreihundert Jahren leben werden: " Dann wird man wahrscheinlich mit dem Luftballon reisen, die Jacketts werden einen andern Schnitt haben, der sechste Sinn wird möglicherweise entdeckt - aber das Leben selbst wird geblieben sein, wie es heut' ist." Zwischen Umsturz und Beharren taucht, um das Rätsel künftigen Lebens zu erhellen, eine andere Frage auf: Wie wollen wir wohnen, wie werden wir wohnen?

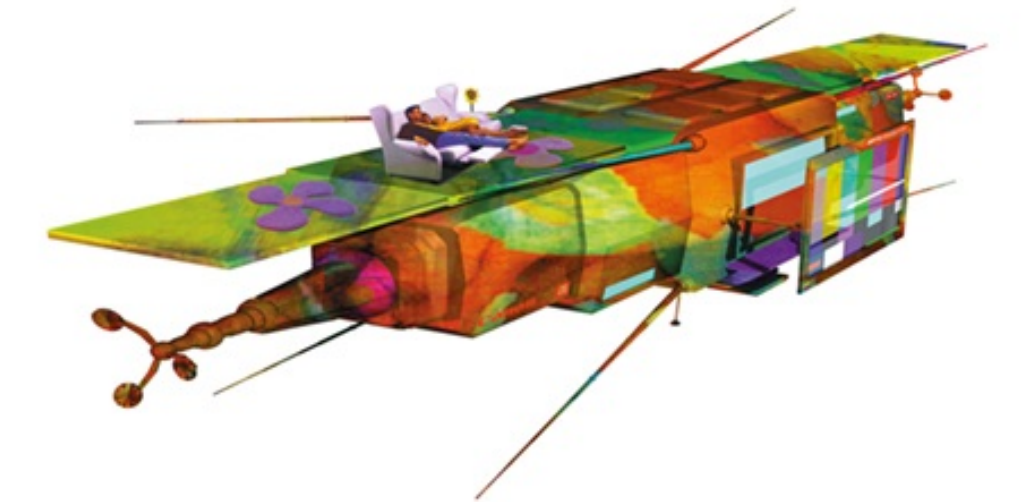
Werden die Wohnungen der Zukunft für Kakerlaken gebaut werden, die einzigen Überlebenden des Super-GAU? Wird Los Angeles im Untergrund fortbestehen? Eine Fiktion ist der Ort, wo Unmögliches möglich wird. Darryl Chen von 'Tomorrow's Thoughts Today':

»The present can be mined for those critical projects that turn the perverse, fantastic, and underrated phenomena of our modern world

into design platforms.«

Was zu monströsen Architekturen aufgeblasen wird, sind Miniaturen in uns, gegenwärtig. Aus subversiven Bilderträumen werden Bildräume mit Tageslicht. Worauf beruht die Idee einer Architektur der Zukunft? *Erstens:* Ohne die Bildmächtigkeit, ohne die entfesselten Bilder, kann es keine Entwürfe von etwas geben, was noch nicht ist. - *Zweitens:* Architektur ruht auf dem Kryptischen wie Kirchen auf der Krypta. Die Vergangenheit dockt an, gibt Schwung oder erschüttert. - *Drittens:* "Ein Haus ist ein Roboter, in dem man wohnen kann." [30] Die virtualitätsaffine Technik ist eine Phantasie, welche die schlechte soziale Realität mal zukunftsfreudig, mal apokalyptisch transzendiert. Markus Pasing geht es in seinen Entwürfen um die Symbiose von Tier, Robot und Haus. Der Robot-Körper wird wieder fleischlich. Der letzte Mensch ist der erste Mensch. Das letzte Haus ist sein erstes Haus.





Anton Markus Pasing: Parasit 3. Bilder: Anton Markus Pasing

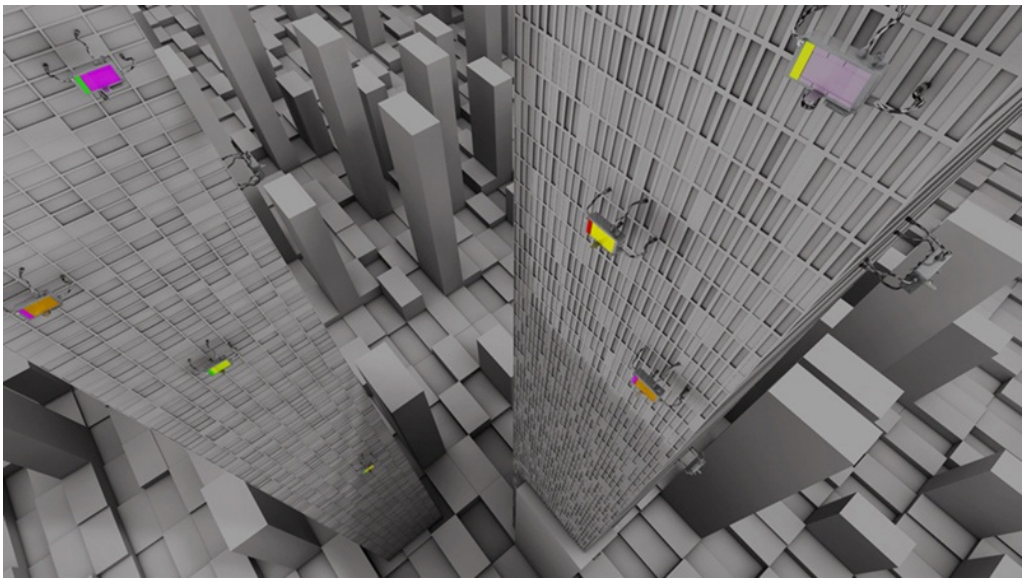
Er hat Sehnsucht nach der Höhle. Nicht nur er. Investoren, die vom neuen geförderten Bauboom profitieren, berufen sich gern auf die Wünsche ihrer Kunden, wenn sie auf konventionelle Grundrisse

zurückgreifen. Die Küche mag zum Wohnzimmer geöffnet sein, aber vom Geist der Moderne, den offenen Grundrissen im "fließenden Raum", vom Auflösen der Raumgrenze zwischen Innen und Außen, ist wenig zu spüren. Da helfen auch Baugenossenschaften nichts, wenn die Genossen, die nicht gerade selbst Architekten sind, wegen "schlechter Gerüche" eine Küche doch wieder mit vier Wänden verlangen. Cocooning, das Einspinnen im Schutzbedürfnis, ist die Rolle rückwärts über die Moderne. Damit ist die Utopie in der Vergangenheit angekommen. Aber ihre Bedingungen liegen jeweils in der Gegenwart, deren Defiziten und Ängsten.

Plug and Play

Verlassen wir die Realität und schauen auf die utopischen Angebote von schwimmenden und Wolkenstädten, von Bubbles, Wohnwürfeln oder in Scheiben geschnittenen Gebäuden, die heute gemacht werden. Da setzt die nächste Enttäuschung ein: Alles schon dagewesen. Schon in den 60er Jahren wurden Städte wie Wolken, gar Flugzeugträgerstädte, Containerstapel oder Häuser, die man mit sich herumtragen kann, gezeichnet, collagiert oder montiert. Ist der heutige Futurismus "retro", ein Wiederkäuen? Ist Geschichte die Wiederkehr eines ewig Gleichen? Paradoxerweise entwickelte sich in den damaligen Aufbruchszeiten von Pop-, Hippie- und 68er-Kultur ein Grundmuster, das bis heute tragfähig

ist. Die Gruppe Superstudio überzog die Erdoberfläche mit einem Raster unendlicher Linien. Die Architektur wurde wie auch die Städte überhaupt aufgelöst, um neue Formen aus dem abstrakten Raum zu rekonstruieren. Dieser Raum ist vom Kosmos abgeleitet.



Parasit 1. Bild: Anton Markus Pasing

In das Raster "kann man sich überall einloggen", sagt Jan Liesegang von der Gruppe raumlabor, die es heute noch, wenn auch minimalistisch, mit ihren "akupunkturartigen Interventionen" im öffentlichen Raum praktiziert. Wurde damals das Raster zum Gerüst hochgezogen, etwa in Brückenform, waren neue Städte im Entstehen, oder Städte über der Stadt. Diese Städte wären gemäß der intermittierenden Linien zur Serie fähig. In das Gerüst als Tragwerk könnten beliebig, das heißt auch "selbstorganisiert", Module zum Wohnen und allen anderen Zwecken eingehängt

werden. Solche Megastrukturen wurden den explodierenden Megacities entgegengesetzt. Gruppen wie Archigram und Archizoom zauberten wie aus der Wundertüte Manifeste und Raumstadtmodelle, die sich Instant City, Continuous City oder Plug-in-City nannten. Diese Stadt aus diagonalen Röhren und Knotenpunkten ist prêt à porter. Sie baut sich selbst. Die japanischen Metabolisten antworteten mit der organisch-naturwissenschaftlichen Variante von Megastrukturen (z.B. "Helix City"). Der Makroform der Städte entsprach die Mikroform zusammengesteckter Kapseln (Capsule Tower in Tokio).



Nakagin Capsule Tower von Kisho Kurokawa, Tokio 1972. Bild: Intercitylife. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

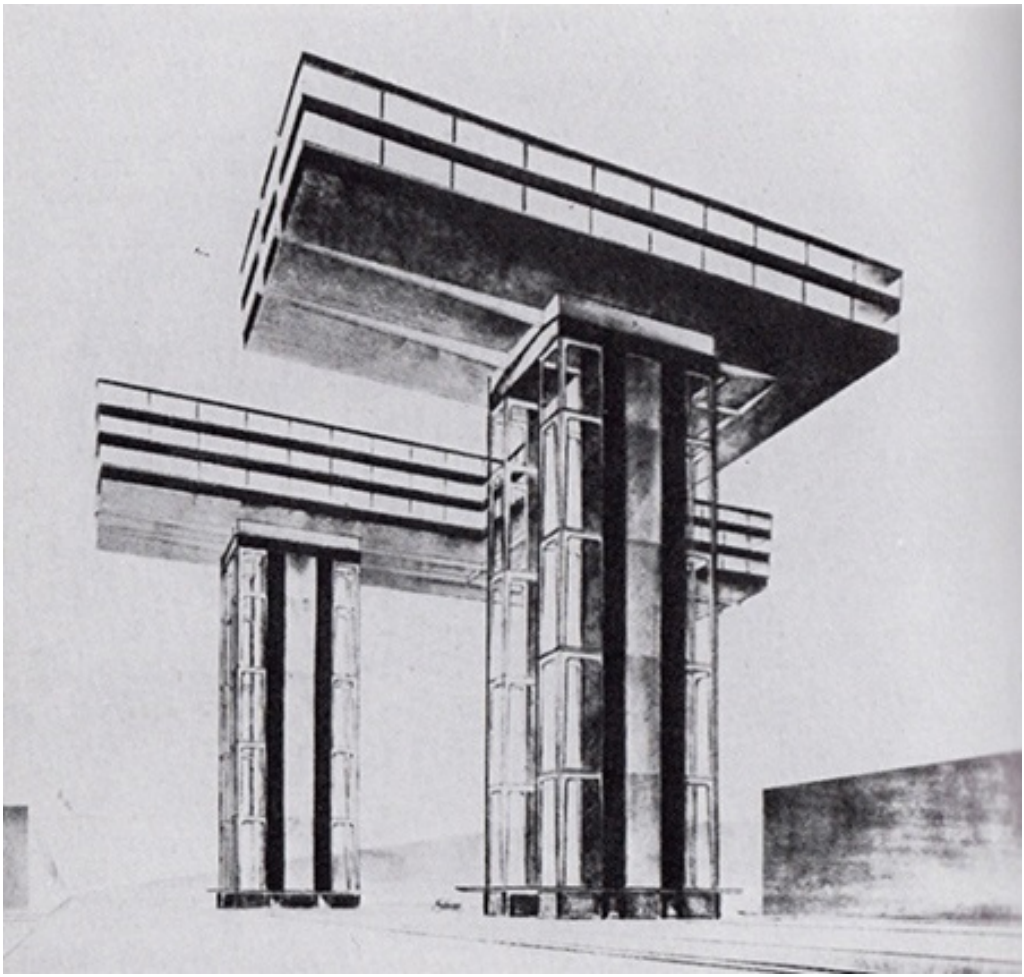
Yona Friedmans "Ville spatiale" folgte dem Konzept einer aufgeständerten, beliebig sich ausdehnenden Stadt ebenso wie New Babylon des Holländers Constant. Wenn Constant von einem offenen System für "Erdlinge" sprach, das sich wie ein "Rhizom" überall hin ausbreitet, lässt das doch wieder auf den Wunsch nach organischer Erdnähe schließen. Letztlich wird die feste Stadt durch die ubiqitäre Wucherung aufgehoben. Constant dachte an Wanderlagerplätze für Zivilisationsnomaden. Reisen in seinen Systemen die Menschen hin und her, so ist es bei Archigram die ganze Stadt: "Walking City" ist ein mechanisches Insekt, das mit seinen teleskopischen Stelzen dorthin wandert, wo gerade Bedarf an Stadt ist. Solch eine Stadt wäre keine Eintagsfliege.

Kommen noch in den Lüften treibende Städte hinzu, ist das Bild vom "Raumschiff Erde" eingelöst, womit Buckminster Fuller den Perspektivenwechsel der 60er und 70er Jahre bezeichnete. Die Beobachtung der Außenwelt vom geschlossenen Raum aus ist durch die der Erde vom Weltraum aus ersetzt. Die Welt wird zum Design-Objekt, was Stefan Wewerka sehr wörtlich verstand: "Die Erdkugel halbieren, beide Hälften gegeneinander verdrehen und wieder zusammenkleben. Akra würde dann ein Vorort von London und der Niger würde in die Nordsee münden..." Diese Gebrauchsanleitung macht Spaß, weniger jedoch die ernsthaften

geopolitischen Pläne des Architekten Herman Sörgel aus den späten 20er Jahren, das Mittelmeer trockenzulegen.

Einatmen, Ausatmen

Der antiautoritär aufbegehrende Architektennachwuchs machte sich lieber an die Unterwanderung der Schwerkraft. Buckminster Fuller war ein Pionier für sehr leichte und schwebende Raumgebilde. Er bediente sich geodätischer Kuppeln und biomorpher Strukturen. Mit Fuller, der bereits vor dem Krieg Raumzellen-Modelle entworfen hatte, die offen für verschiedene Verwendungen und mobil waren, kann die Utopie noch weiter in die Vergangenheit verfolgt werden. El Lissitzky schlug 1924 für Moskau "Wolkenbügel" aus Vertikale und Horizontale vor, die wie neuzeitliche Container-Gebrauchskunst aussehen.



El Lissitzky: "Wolkenbügel", um 1924. Repro: Michael Wiederspahn

Für jene Aufbruchszeit nach der Revolution wurde die Parole ausgegeben: Sowjetmacht + Levitation = Neuer Mensch. Wenig wurde realisiert, aber vieles wirkt vorbildlich für die 60er Jahre bis in Zukunft. Bauwerke wurden auf Stelzen gesetzt, Module wurden in gerüstartige Konstruktionen eingehängt und Städte am (laufenden) Band projektiert. Georgi Krutnikow schwebte - wörtlich - eine "Stadt

der Zukunft" vor, die wie eine umgedrehte Qualle aussieht. Und an der Kunstschule 'Wchutemas', dem russischen *Bauhaus*, wurde im Grundstudium "die abstrakte Formfindung der räumlichen Künste" unterrichtet.

Die russische Revolution endete in Ernüchterung, aber mit dem Zweiten Weltkrieg triumphierte die Technik und verlockte mit der Realisierung der Visionen vom Wohnen in sphärischen Höhen. Doch trotz Leichtbauweise und durchsichtigem PVC zerplatzten die Träume an der Realität wie Seifenblasen. Oder umgekehrt? Platzte die Realität? - Die Utopie reproduzierte sich auf höherem Niveau, als Buckminster Fuller Anfang der 60er Manhattan mit einer gewölbten Hülle überziehen und kleine Städte in Ballons in die Atmosphäre aufsteigen lassen wollte. Die Wiener Gruppe Haus-Rucker-Co griff das auf, fing jedoch im Mikro-Maßstab an: mit "Raum-Anzügen", weiter Blasen für Zwei, die, ohne sich um das Baurecht zu scheren, an Hausfassaden andockten, sowie "Pneumacosms", modularen Wohnkapseln für 10-15 Menschen. Haus und Stadt wurden pneumatisch, ein- und ausatmend, pulsierend zwischen Schrumpfen und Wachstum.


BETTWAREN UND WÄSCHE

Haus-Rucker-Co, Ballon für zwei, Apollogasse, Wien 1967. Bild: Haus-Rucker-Co, Gerald Zugmannn

Die dichte Materie der gebauten Realität ist seitdem durchlässig geworden; die Hülle ist wie eine Membran. Die Stadt wird flüchtig. Die Hauskörper expandieren und mit ihnen die Körper der Bewohner, die mal mehr, mal weniger "gehäutet" sind. Die Richtung geht ins All. Die Blasen sind "Mind Expander". Bewusstseinserweiterung gehörte zur psychedelischen Zeit des "Yellow Submarine". Die Räume bewegen sich gegen- und ineinander. Wer in der Blase sitzt, befindet sich im geschützten Raum, ist aber sichtbar zugleich, ist außerhalb des Hauses.

Klimatische Verschlechterung des Privatlebens

Das Thema von Innenwelt und Außenwelt hat eine soziale Fassung: das Verhältnis von privat und öffentlich, und das ist derart labil geworden, dass Haus-Ruckers Blasen richtungsweisend für aktuelle und künftige Diskussionen sind. Allerdings kam schon damals eine andere Richtung auf: Die Blasen wurden symbolisch als Klimahüllen interpretiert, um die Stadtluft vor der Umwelt - und vice versa - zu schützen. Das deutet auf eine Einschränkung urbaner Freiheit hin, auf den Umschlag der Utopie in Dystopie, und der ist - in diesem Kontext meist unbeachtet - bereits heftig im Gange. Wenn flächendeckend bestehende Außenwände mit Kunststoffhüllen, diesmal sehr realem Hartschaum ("Styropor"), überklebt werden, ist

jede Reflexion sowohl auf die vergangene als auch eine künftige Stadt abgewürgt. Die Plastik-Armierung erledigt symbolisch die Beziehung zum Außenraum. Folglich gibt es kein Dazwischen mehr, keine Grenzgänge. [31] Was sollte man den Städten des 21. Jahrhunderts wünschen, wenn nicht Durchlässigkeit und Offenheit, räumlich wie sozial. Aber die Vorzeichen stehen schlecht: "Wohnqualitäten, die jenseits messbarer Werte liegen, wie das Verhältnis zwischen innen und außen, zwischen Individuum und Kollektiv, drohen im Rahmen der energetischen Optimierung verloren zu gehen." [32] Aus den "Gates Communities" wird die Styropor-Community.



Das "Küchenmonument" von raumlaborberlin, hier zu Gast in

Duisburg. Bild: Marco Canevacci

Ganz im Sinne von Haus-Rucker-Co tourt heute das "Küchenmonument" von *raumlabor* durch die Städte, eine pneumatische transparente Raumhülle, die als mobile Skulptur temporäre Gemeinschaften im öffentlichen Raum in Gang setzt. Es ist eine im ursprünglichen Sinn öffentliche Tafel. In Tomás Saracenos Installation In Orbit von 2013 sind die Blasen wieder in den Himmel gestiegen und haben sich zu Cloud Cities formiert. Zwischen Kugelräumen turnen die Besucher in großer Höhe auf schwankenden Netzen. [33]

Da die Spielräume für Utopien geringer geworden sind, wurden die "Bubbles" kleiner und haben sich zu Zellverbänden zusammengeschlossen. Sie sind Schaum geworden. Am Horizont zukünftiger Wohnwelten sieht der Philosoph Peter Sloterdijk schaumartige Gebilde. Im "Wohnschaum" lebt der Einzelne in der Selbsttäuschung einer Abkapselung, einer Immunisierung gegen den Nachbarn, die ihn zugleich mit den anderen vernetzt. Das Ich ist durch eben diese (auch mediale) Vernetzung zum Schematismus geworden. Der Anspruch auf Differenz wird zur leeren Behauptung. Die Wünsche, die für die intimen Rückzugsorte der Wohnung reserviert sind, sind präfabriziert.



"Soap Opera" von raumlabor; an der Waschkaue (Wasch- und Umkleidehaus) einer ehemaligen Zeche in Essen. Bild: raumlaborberlin

Um so schwerer fällt die Abschottung vom Nachbarn. Geräusche drängen sich als lästig auf. Sloterdijk spricht von Connected isolation, vom Koexistenzstress fragiler Blasen im Schaum. Aber auch das ist keine Zukunftsdiagnose. Wie Alexander Mitscherlich schon 1965 schrieb, unterstreicht das Privateigentum einerseits die Schutzfunktion der Wohnung, ist aber andererseits die Bedingung der neurotisierenden "Unwirtlichkeit unserer Städte". Das Private wird öffentlich und das Öffentliche privat. Das Wesen der Urbanität, zwischen öffentlich und privat souverän wechseln zu können, wird umgekrempelt.

Helle Gaze und dunkle Boxen

Archigram dachte sich das Unmögliche aus, um das Wirkliche zu schaffen. Dieses Motiv blieb vom Zynismus der Marktmechanismen nicht verschont. Der Vergleich mit Modenschauen liegt nahe. Auf dem Laufsteg werden Paradiesvogelkostüme vorgeführt, damit das Publikum anschließend um so bereitwilliger nach der Prêt-à-porter-Mode greift. Ähnlich wird die Schere zwischen den schwerelosen Phantasmagorien der Künstler-Architekten und den konventionellen Wünschen des Publikums nie geschlossen werden. Aber der Wohnungsabsatz wird gefördert.



Noch steht die Container-Kunsthalle in Prenzlauer Berg, bald zieht sie weiter. Bild: Bernhard Wiens

Dennoch finden Annäherungen statt. Arno Brandlhuber verbindet die Utopie sogar mit den verschärften Vorschriften der Energieeinsparung. Ein Lagergebäude aus DDR-Zeiten konvertiert bei ihm zu einer "Anti-Villa", einem dehnbaren Haus, das sich im Winter auf einen Kernbereich zurückzieht. Dieser wird durch Vorhangschichten aus Gaze oder transparentem PVC markiert und vom zentralen Saunaofen auf Zimmertemperatur gehalten. Daran schließen sich abgestufte Temperaturzonen an. Aus der Haus-Ruckerschen Blase ist ein innerer Energiering geworden, der den Raum atmosphärisch bildet. Ganz nebenbei sind Erkenntnisse unserer Vorfahren wieder ausgegraben worden, denen eine zentrale Feuerstelle reichte und die sich sogar am Vieh erwärmen konnten, wenn sie mit ihm unter einem Dach lebten.

Als kleinstes Maß urbanen Lebens, das bei Bedarf von einem Tragwerk gerahmt und beliebig erweitert und wieder abgebaut werden kann, stellen Container nun doch ein irdisches Glied dar zwischen den abstrakten Raumstadtkonstruktionen und Wolkenkuckucksheimen auf der einen und künftigen Erfordernissen eines flexiblen Bauens auf der anderen Seite. Container sind die Parasiten, die sich in Baulücken und Brachflächen temporär einnisten. Sie sind, indem sie der industriellen Nutzung enthoben werden, das Haus, das "heute kommt und morgen bleibt".



"Habitat 67", errichtet aus 354 Quadern zur Expo in Montreal. Bild: Magnus Manske. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Mit dieser Metapher hatte der Soziologe Georg Simmel 1908 zwar nicht Container, aber den "Fremden" beschrieben und damit eine ganz aktuelle Situation der Migration vorweggenommen. Container sind aber auch anpassungsfähig an wirtschaftliche Fluktuation und fragmentierte Familienchroniken. Wenn Mitglieder den Verband verlassen, werden die Module umgesetzt. Container unterstützen das "abfahrtswillige Wohnen" der urbanen Nomaden. Sie sind ein Drittes aus Orten und Nicht-Orten, sind das "Modul ohne Eigenschaften". Sie sind tauglich für "Instant City".

Container erwecken den Eindruck von Geschlossenheit, von Truhen oder Black boxes. Das täuscht. Das Wandprofil gleicht sich innen wie außen, und wer zwischen den Stapeln entlangläuft, weiß auch

nicht, ob er sich gerade an der Innen- oder Außenseite befindet. Die Isolation eines Inneren ist identisch mit der Präsentation nach außen und dem Blick zurück auf sich selbst. Wohnen wird zur Bühne der permanenten Aufzeichnung und damit der Selbstüberwachung. Das "Ich selbst" wird zur kleindarstellerischen Medienexistenz im Big-Brother-Format. Das Privatleben ist durchlöchert, so wie es die Container in der neuen Verwendung sind.



Auf dem Geierswalder See in der Lausitz. Bild: Haike Weichel

Was die Tatami-Matte für das Flächenmaß des japanischen Hauses ist, könnte der ISO-Container für das räumliche Grundmaß des Städtebaus werden. Das Prinzip von Stapelung und rhythmischer

Reihung speist sich jedoch noch aus anderen Traditionen. Le Corbusier hatte es als Ideal für ganze Städte empfohlen. Auch aus anderen Materialien als Stahl kann gestapelt werden. In Montreal ist schon 1967 ein kunstvolles Wohngebirge aus Betonquadern aufgetürmt worden ("Habitat 67'). Weniger kunstvoll geben sich heute Container-Unterkünfte für Flüchtlinge. Ein Paradox tut sich hier auf. Es geht nicht nur um das "Wie", sondern ebenso um das "Wo". Wenn das Umfeld nicht stimmt, wenn die einheimische Anwohnerschaft im latenten Gefühl lebt, aus der Gesellschaft abgeschoben zu sein, wird sie ein schnell hochgezogenes Containerlager als rotes Tuch empfinden. So ubiquitär sind Container demnach nicht. Die "Adresse" der Aufstellung sollte gut gewählt sein.

Nichts ist mehr, wo es war

Nach den Aufbruchszeiten der wilden 60er und 70er Jahre, deren utopische Gesamtkunstwerke im ersten Teil auf ihre Aktualität hin befragt wurden, werden die Wohnutopien konkreter und experimentell. Sie suchen die Nähe zur fragmentierten sozialen Realität, zu neusten digitalen Techniken oder zur Natur.



"Schreber's Delight" von raumlabor. 45 qm Wohnfläche, den Lücken in den Bauvorschriften abgetrotzt. Bild: raumlaborberlin

Wer schnell weg kann, findet es überall wohnlich

»Sie packen Ihre Tasche und nehmen sie überall mit. Machen Sie das Gleiche mit Ihrem Raum.«

Peter Haimerl [34]

Im Bereich konkreter Utopien ist die "Tiny-house-Bewegung" angesiedelt, eine Ad-hoc Architektur "off track". Die Minihäuser passen, auch mehrstöckig, auf Schrebergarten-Grundstücke, in kleinste innerstädtische Baulücken oder einsiedlerisch in

amerikanische Wüsten. Evolutionär gesehen sind sie feste Zelte. Sie sind meist transportabel oder haben selbst Räder, wenn es nicht individuell ausgestaltete Wohnwägen sind. Sie können zu Siedlungen zusammenrücken, etwa um Obdachlosen eine Bleibe zu verschaffen, sie wachsen sich aber auch zu gar nicht mehr kleinen, um so individuelleren Designer-Objekten aus. Als so ökonomisch wie möglich gebaute Unterkunft für Arme tauchen sogar geodätische Kuppeln à la Buckminster Fuller wieder auf. Der Mini-Trend nimmt zu, seit massiv gebaute Eigenheime für den amerikanischen Mittelstand "underwater" gegangen sind: Die Schulden übersteigen den Wert.





Werner Aisslinger: LoftCube, 2003ff. Aufgebaut in zwei Tagen. Bild oben: Thierry van Biesen. Unten: Steffen Jännicke c/o info@loftcube.net

Die Mobile-home-Industrie bietet vorfabrizierte Teile und Baukastensysteme an. Dennoch ist die Formenvielfalt

unerschöpflich. Lokale Baumaterialien werden bevorzugt, um die Hütten an die Landschaft anzupassen. Die Kleinhäusler haben neben den Baulücken eine weitere Lücke entdeckt: im Baurecht. Dessen Normen werden von den Fliegenden Bauten dieser Einsiedlerkrebse des 21. Jahrhunderts unterlaufen. Ein deutscher Prototyp ist der so kompakte wie geräumige Loftcube von Werner Aisslinger, der auch auf Hausdächern Platz findet. Holland ist der Vorreiter für Schwimmende Häuser. Ein ungeahnter Vorfahr der Tiny Houses waren die "Raumerweiterungshallen" der DDR, die ihre Aluminiumsegmente teleskopartig für jeden Zweck ausfahren konnten, vom Postamt bis zur Autobahnraststätte.



Die "Raumerweiterungshalle" (REH) kommt. Serienproduktion ab

1966. Bild: Klaus Both

Für "Urban Design" sind die Minihäuser kaum geeignet. Im Unterschied zu Containern zieht es sie nach draußen, in die Region ungeplanter Transformation. Zwischen die "Streuelemente" der suburbanen Nicht-Orte, zwischen Schuppen, Werkstätten und Kläranlagen passen sie ohne größeres Aufsehen. Im Missachteten, am Rande Liegengebliebenen und schwer Einzuordnenden besteht jedoch am ehesten die Chance der Erneuerung. Kann in der Dystopie von Suburbia das Außergewöhnliche geschehen?, fragt Darryl Chen. Das Experiment auf die Zukunft der Stadt könnte am Saum der Städte, in der Zwischenstadt beginnen.



Eine "REH" im Rohbauzustand mit 8 "Tunneln" (Modulen). Es konnten bis zu 16 werden. . Bild: Klaus Both

Zwischen Kapsel und Hütte, zwischen futuristischem Design und Handmade-Touch schwanken die Baumhäuser. Zwar sind es Liebhaberstücke in einer Marktnische, aber auch sie haben eine Vorgeschichte, eine Bedeutung für Gemeinschaft und Gesellschaft. Den Clans der Korowai in Papua/Indonesien boten sie schon in der Steinzeit den besten Schutz im Regenwald. Sie werden heute noch gebaut und erreichen in Einzelfällen 50 m Höhe, selbst wenn es ihnen an der Schutzfunktion gegen das Vordringen der Zivilisation mangelt. In den deutschen Ländern waren die Tanzböden in der

und um die Krone von Dorflinden gemeinschaftsbildend. Als gesellschaftlicher Protest waren hingegen die Baumhäuser zu verstehen, die in dem Waldstück errichtet wurden, das dem Bau der Startbahn West des Frankfurter Flughafens geopfert werden sollte.



Links: Baumhaus Tegernsee. Rechts: Palm Fiction Beach. Urheber/ Bilder: Andreas Wenning

Baumhäuser sind der Kontrapunkt zur Höhle. Diese Nester sind für den Menschen Orte außerhalb der angestammten Orte, Ander-Orte. Der Philosoph Michel Foucault nennt es Heterotopie. Einen Raum über dem Ort - über dem der bestehenden Gesellschaft - nimmt auch Cosimo ein, der "Baron auf den Bäumen" aus Italo

Calvinos Roman. Ohne den Kontakt zur sozialen Realität zu verlieren, verschafft ihm das Wandeln in den Baumkronen das Glück, das ihm unten versagt bliebe.

Seerosen und Katakomben

Utopien orientieren sich gerne zum Erdreich, in die Höhle und das kriechende Rhizom oder zum Himmel, ins Nest oder die Raumstation. Wenn sie auf einer Ebene mit den Bestandsbauten liegen, werden sie parasitär. Fehlt noch die Arche oder die schwimmende Insel. An die Metabolisten anknüpfend, gehen die Ideen vom besseren Leben seit der Jahrtausendwende verstärkt ins Wasser. Die Begründung ist nun ökologisch. Die Bedrohung durch steigende Meeresspiegel wird herbeizitiert, auf dass die Städte amphibisch werden zu dem guten Ende, alle städtebaulichen und sozialen Miseren des Festlandes hinter sich zu lassen. Das Spektrum reicht von gefluteten Städten über Offshore Cities (z.B. auf Bohrinseln) und schwimmende Inseln bis zu Unterwasser-Städten. Zuletzt driften wieder Städtequallen vorbei (Khalid Qubbaj).

50.000 Einwohner fasst Vincent Callebauts "Lilypad", die einer Seerose nachgebildete "treibende Ökopolis für Klimaflüchtlinge". Die Ideengeschichte wiederholt sich auch hier. Schon vor der Französischen Revolution wurden schwimmende Inseln kreiert, um

auf ihnen eine neue herrschaftsfreie Welt zu platzieren (Morelly 1753). Abgesehen von einigen exotischen maritimen Urlaubsresidenzen, bei denen die Architekten mit kühnen Schwüngen sich von allen Bautraditionen befreit und mehr an Las Vegas angelehnt haben, sind jene schwimmenden Utopien nicht auf Realisierbarkeit angelegt. Anders verhält es sich mit den Tragwerk-Gerüsten, die auf Grundlage des Rasters von Superstudio zum Raumbild wurden. Im brasilianischen Belo Horizonte entdeckten Theatermacher sie im Untergrund. Die Entdeckung war wie eine archäologische Grabung.



Vincent Callebaut: Lilypad, A Floating Ecopolis for Climate Refugees. Bild: Vincent Callebaut Architecture, aus: Utopia Forever, © Gestalten 2015

Um Wohngebäude zu tragen, die ohne Rücksicht auf die hügelige Topographie geplant wurden, waren dort Stützskelette aus Beton montiert worden, die bisweilen mächtiger sind als die Häuser, die sie unterfangen. Diese Pfahlbauten wurden selbst zum Ereignis, als eine Straßentheatertruppe die offenen Katakomben bespielte. Das Gerüst wurde zum Kulturraum und angeeignet für selbstorganisierte Nutzungen. An dieser Stelle trifft sich der Möglichkeitsraum informellen Gebrauchs mit der ach so rationellen Moderne. Ausgerechnet Le Corbusier hatte mit seinem Dom-ino ein Stahlbetongerüst als Grundstruktur für ein offenes Raumprogramm und serielles Bauen skizziert. Dom-ino ist ein Nomadenzelt aus Eisen und Beton. Heute könnte das Skelett ebenso wie vom Baustopp betroffene Rohbauten als Gebrauchsanleitung zum Selber(weiter)machen dienen. Das bemerkenswerteste Objekt war der durch Wohnungslose besetzte "Torre David" in Caracas.

Daraus kann auch für bürgerliche Wohnviertel weltweit eine städtebauliche Perspektive abgeleitet werden: Es reicht aus, ein infrastrukturelles Grundmuster zur Verfügung zu stellen. In den weiteren Prozess wachsen die Bewohner hinein, so wie die Häuser wachsen. Das unfertige oder "inkrementelle" Bauen ermöglicht den

Bewohnern die Anpassung ihrer Wohnstätte an den mikrosoziologischen Wandel. Statt die Zukunft zu determinieren, wird der Raum ausprobiert. Das experimentelle Handeln im Unfertigen befördert die Gemeinschaft, die sich und ihr Haus oder Wohnumfeld zu einer "sozialen Plastik" im Sinne von Joseph Beuys verwebt. Bauen wird zur Open source.

Städtebau würde zum offenen System, welches auch die Alternativen bedenkt und einbezieht, die gegen die Ordnung verstoßen. Für GRAFT hat jedes Ding mehrere Lesarten. Das macht die Entwurfspraxis dieser Planergruppe aus. Das Neue entsteht aus der Begegnung mit dem Fremden, Anderen. Für nomadische Existenzen wird das Hybride zum Prinzip. Die ambivalenten Bedeutungen nehmen auch das urbane Gewebe "as found" auf, ohne es für Neues abreißen zu wollen. "Reduce, Reuse, Recycle" hieß es auf der Architekturbiennale 2012.



GRAFT: Birds Island. Im Bau befindlich in Kuala Lumpur. Bild: GRAFT - Gesellschaft von Architekten mbH

Die Umnutzung von Gehäusen, gleichsam Gefäßen, denen ihr ursprünglicher Zweck abhanden gekommen ist, weckt urbane Kreativität. Das bekannteste Gleichnis dafür sind Garagen. Im größeren Maßstab sind es Brachen. In den Ruinen von heute liegt der Schlüssel zu Künftigem. Das Unfertige der Stadt sollte nicht durch Kulissen und krampfhafte Baulücken-Schließung verborgen werden. Die provisorische, kinetische Stadt ist wie der Turmbau zu Babel: Bauen heißt Verfallen. [35] Und umgekehrt. Was ständig im Prozess ist, wird nie zerstört. Das ist die eigentliche, die "flexible Utopie".

Druckreife Zukunft

Heutige Utopie-Versprechen verzichten auf Religion. Digitale Technik ist an die Stelle getreten. Wenn aber die von Adorno beschworene Dialektik der Geschichte zutrifft, dürfte dem gegenwärtigen Entwicklungssprung in der Entwurfs- und Ausführungspraxis ein Rückschritt in der Architektursprache korrespondieren. B. Dillenburger und M. Hansmeyer haben mit den Mitteln parametrischen Entwerfens und des 3D-Druckens eine groteske, psychedelisch anmutende Grotte entworfen, deren formale Überladenheit Ludwig II. gefallen hätte. So kitschig können Maschinen sein. Denn in diesen von Algorithmen generierten Modellen steuern die Daten sich selbst. Die Manipulation von Parametern bricht nicht die Gesamtstruktur auf. Die Relation der Variablen ändert sich entsprechend. Der Planer, auch der, welcher parametrische Masterpläne für ganze Städte entwirft, kann zuschauen und sich überraschen lassen.



"Samsung Town". Aus dokumentarischen Fotos extrahiert Liam

Young die Zukunft der Städte. Bild: Liam Young / Tomorrow's Thoughts Today

Es wird jedoch darauf ankommen, wie die Architekten mit der parametrischen Technik umgehen. Bei Zaha Hadid verbinden sich konstruktive und ornamentelle Elemente zu organischen Skulpturen, die sich sehen lassen können. Ob die Schwünge ins Stadtbild passen, ist eine andere Frage, um die sich jedoch ein chinesischer Baulöwe nicht schert. Sein 3D-Drucker spuckt dreistöckige Villen in Serie aus - 1100 qm in zwei Tagen. Die protzigen, einen amerikanischen Neoklassizismus nachahmenden Portiken müssen noch eigens gefertigt werden. 3D wird schon wieder überholt durch 4D: intelligente Materialien, die sich selbst zusammenfügen.

Die alte Gesellschaft geht mit der neuen schwanger, könnte mit Walter Benjamin formuliert werden. Deshalb seien noch einige Entwicklungen herausgegriffen, die bereits im Gange sind:

- Smart City - in Verbindung mit Smart Grid und Smart Home. Während asiatische Länder komplette Stadtgesellschaften in den Smart-Modus setzen möchten, wäre es in Europa angebracht, das auszuwählen, was zur gewachsenen Stadt passt. Das kann z.B. die Vernetzung aller Verkehrsmittel sein bei Abkehr vom Privateigentum an Automobilen, etwa durch Car-Sharing. Was aber hat die Fraunhofer-Gesellschaft bewogen, zum Projekt Morgenstadt ein Energy Bed in Auftrag zu geben, das einen auf Sprachbefehl in den Schlaf schaukelt? Jahrmarktsvergnügen als

Vorbote kommender Entmündigungen?

- Die Virtualisierung der Sozialbeziehungen, die Raum-Zeit-Kompression, führt Wohnen, Arbeiten und Freizeit wieder zusammen, z.B. in Hybrid Houses. Lange Wege werden eingespart, Nahräume potentiell aufgewertet: das Quartier und die Nachbarschaft.
- Der genossenschaftliche Wohnungsbau kann sich der Überlegung anpassen, wer mit wem zusammenwohnen möchte. Solche Modelle wären Mehrgenerationenwohnen mit Gemeinschaftseinrichtungen, autofreies Wohnen usw.
- Die steigende Wohnungsnachfrage durch die Reurbanisierung und den Zustrom von Flüchtlingen hat einen Slogan auf die Agenda gesetzt, der aus den 70er Jahren stammt: Urbanität durch Dichte. Das lässt nichts Gutes ahnen. Hochhäuser entbinden seit je die Grundebene der Stadt, die dem Autoverkehr zugeschlagen wird, vom öffentlichen Raum.
- Eine Ausnahme stellt die "Grüne Architektur" dar, die in die Vertikale geht: Farmscraper. Bekanntes Beispiel ist der Bosco Verticale in Mailand.

Die "Wohnung für das Existenzminimum", die 1929 in Frankfurt a.M. proklamiert wurde, hat in den USA die Gestalt einer Realutopie angenommen. Die beschriebenen Tiny-Houses sind mobil zwischen Ankommen und Verschwinden. Sie unterlaufen die Städte, jene Stätten der vergegenständlichten Vergesellschaftung. Sie sind die Versinnbildlichung zunehmender Migrationsströme, womit sie die biblischen Motive der Vertreibung aufgreifen. In Deutschland ist dagegen das Vertrauen auf die Regelungskraft der Bauplanungsgesetzgebung noch nicht gebrochen. Man reagiert

statuarisch mit dem Ruf nach herkömmlichem massivem Wohnungsbau auf Teufel komm raus. 230.000 neue Wohnungen jährlich sind verlangt, wobei jede Prognose zum Zeitpunkt ihres Erscheinens Makulatur ist. Wie immer die Wohnungen für die neuen Massen aussehen werden, haben sie auch ein Gutes. Vom gesetzlich vorgeschriebenen Styropor-Dämmwahn werden Abstriche gemacht werden müssen, wie die Bundeskanzlerin andeutete.

Das Bundesbauministerium schlägt zur Linderung des Bedarfs eine neue Wohnung für das Existenzminimum vor: Micro-Wohnungen mit 22 m^2, davon 14 m^2 Wohnraum, der Rest für Küchenzeile und und Mini-Bad. Großzügiger Platz für Kinder, für den Empfang von Gästen, für die Privatbibliothek - all das wird plötzlich wieder Luxus. Das mag noch angehen, wenn nicht die letzten Reste von Utopie, von Anders-Machen, flöten gingen. Quantität vor Qualität ist die einzige Weisheit solcher Programme, statt beides mit experimentellen Formen zu verbinden. Diese Verbindung ist nach Weimar etwa im Berliner Hansaviertel (1957) gelungen. Der qualitative Rückschritt im Wohnungsbau, der sich jetzt anbahnt, kann nicht einmal als Rückfall in die 50er und 60er Jahre bezeichnet werden, denn das ließe die hoffnungsvollen und unkonventionellen Ansätze jener Jahrzehnte unberücksichtigt.

Die Raumpioniere werden aus der Kernstadt verdrängt. Für Planer,

welche die Stadt vom Freiraum her denken, stellt sich die Frage, wie und wo das Temporäre überdauern kann. Die Teilräume der künftigen Stadt sollten nicht überdeterminiert werden. Das Unfertige, Ungewisse ist die Überlebenschance der evolutionären Stadt. Das Geplante wird gut, wenn es eine Reflexion auf das Unplanbare darstellt. Im 21. Jahrhundert wird Architektur, wird öffentlicher Raum gut, wenn sie auch anders - oder für Andere - sein können. Die Mutation ist räumlich wie zeitlich zu verstehen. Die Fuge zwischen dem, was sein wird und dem was sein soll, wird nie verschwinden. Es lohnt sich, im Dazwischen herumzustochern. Das ist Heterotopie: die Stadt, die ins Offene treibt. Die Stadt, die beim Bauen Räume öffnet. [36]

Im Dialog mit dem Anderen erneuert sich die Stadt

Ein Gespräch über den Wandel von Stadtutopien

Jeder erfährt die Mängel von Städten und Wohnungen "am eigenen Leibe". Ohne diese Mängel gäbe es Utopien nicht, und ohne Utopien, die Ideal bleiben, gäbe es keine Mängel - nicht einmal das. Wie hängen Utopien und jetziges und künftiges Wohnen zusammen? Telepolis befragte Ludwig Engel und Lukas Feireiss.

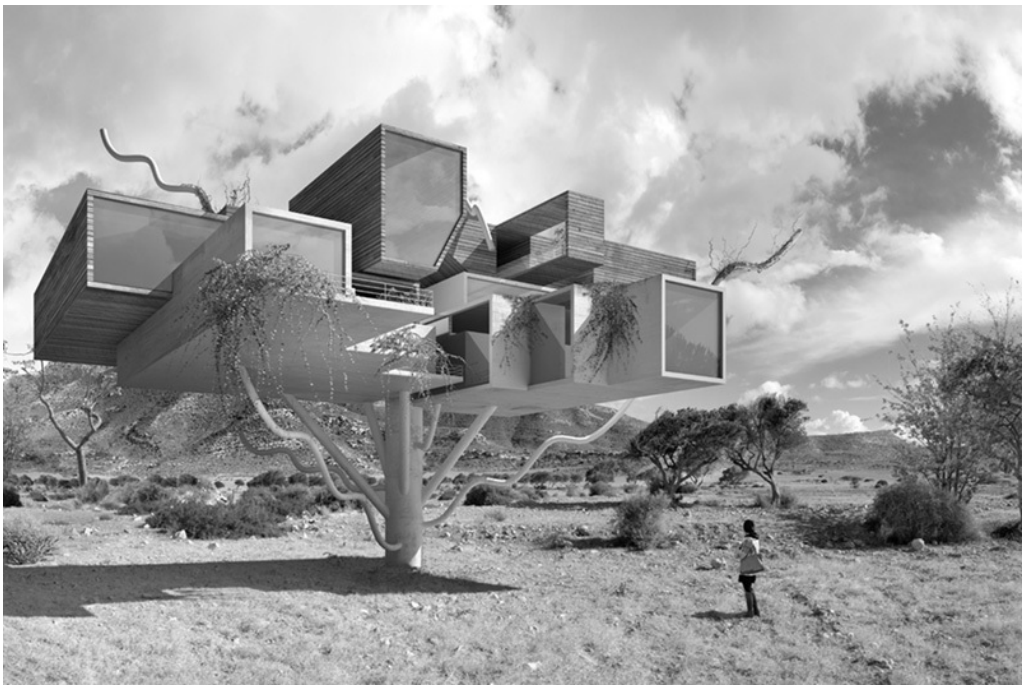
▶ Utopien suggerieren schönere Orte als die, an denen wir leben. Sie suggerieren aber auch bessere Zeiten. Sagen Utopien etwas über das Hier und Jetzt aus, und was wäre das?

Ludwig Engel: Utopien sprechen zwar vom Morgen und besseren Orten, sind aber eigentlich eine Kritik am Hier und Jetzt. Entsprechend ist jede Utopie nur in Abhängigkeit von ihrem Kontext bzw. vom Kontext des Urhebers relevant.

Lukas Feireiss: Die Utopie ist als Spiegelbild ihrer Entstehungszeit zu begreifen. Was in der Utopie imaginiert wird, ist nur eine Reflexion gegenwärtiger Realitäten.

▶ Das wäre die gesellschaftliche Dimension. Was sind denn die großen gesellschaftlichen Defizite des Städtebaus, die noch oder wieder Utopien verlangen?

Lukas Feireiss: Grundsätzlich stellen Utopien Idealgesellschaften dar, in denen in wirklich jeder Hinsicht alles funktioniert. Utopien im zeitgenössischen architektonischen und städtebaulichen Diskurs scheinen jetzt aber nicht mehr das politische Schwergewicht zu besitzen, welches sie noch im vorigen Jahrhundert hatten. Die großen Utopie-Wellen in den 1920/30er Jahren und den 1960ern und deren politische Instrumentalisierung haben zu einer gewissen Vorsicht und Zurückhaltung bezüglich politischer Mehrwerte heutiger Utopien geführt.



Dionisio González: Interacciones. Bild: Dionisio González, © Imagine Architecture, Gestalten 2014

▶ Was waren die politischen Dimensionen jener Utopien des 20.

Jahrhunderts im Unterschied zu heute?

Ludwig Engel: Ein großer Unterschied ist der Glaube daran, dass mit Kunst und Architektur Gesellschaft verändert werden kann. Das reichte von der russischen Revolutionsarchitektur in den 10er Jahren bis in die 70er Jahre etwa zur italienischen italienischen *architettura radicale*. Die Idee war: Wenn wir die gebaute Form verändern, wird auch die Gesellschaft dieser Form folgen. Heute maßen sich Architekten nicht mehr an, mit diesen Bildern komplette gesellschaftliche Formationen umstoßen zu können. Auf der anderen Seite könnte man kritisch sagen, dass die Architektur sich heute nur noch jener politischen Posen formal bedient, sie aber nicht mehr mit Inhalt ausfüllt.

Lukas Feireiss: Natürlich beeinflussen Architektur und gebaute Umwelt uns Menschen. Das ist unbestreitbar. Der großmaßstäblich-massentaugliche Anspruch der frühen Utopien wird jedoch heute im Entwurfsgedanken bewusst vermieden. Man denke nur an die deterministischen Megastrukturen der Moderne, die trotz ihres ursprünglichen Initial-Optimismus heute schlichtweg unheimlich und fremd erscheinen.

Ludwig Engel: Le Corbusier hat gesagt: "Leute, wir müssen alles neu denken" und hinter einen Triumphbogen seine Stadt für drei Millionen Menschen gesetzt. Ich glaube, heute würde der zeitgenössische kulturkritische Architekt nur noch ein Monument

vorne hin setzen und sagen: Die Stadt, die ihr wollt, kann kein Architekt planen.

▶ Nehmen wir aber die 60/70er Jahre mit ihren pneumatischen Hüllen um Städte und Menschen und mit ihren Städten über der Stadt, so wird das heute wieder zitiert. Und im realen Städtebau lauten heute die Parolen "Verdichtung" und Baulücken-Schließung wie damals schon. Ist das - in der Idee wie in der Realität - die ewige Wiederkehr des Gleichen?

Lukas Feireiss: Sicherlich sind das Wiedergänger-Qualitäten. Es scheint auch so etwas wie ein ästhetischer Manierismus im utopischen Denken zu existieren.

Ludwig Engel: Und es ist gerade jetzt, wo der Postmodernismus uns "full circle" wieder trifft, wo dieses Manieristische und Eklektizistische vermeintlich ästhetische Qualitäten bekommt, doppelt schwierig, das zu unterscheiden. Aber ich bringe hier mein Lieblingszitat von Horst Krüger aus der Anmoderation eines Rundfunkgesprächs zwischen Adorno und Bloch, wo er ungefähr sagt: Utopien mögen mir immer wie Lokomotiven erscheinen, die das Menschengeschlecht ein Stück weit durch die Geschichte ziehen. Freilich kommen diese Züge nie an, da jede Generation die Fahrpläne jeweils neu schreiben muss.

Da sind wir wieder beim anfangs erwähnten Kontext, dementsprechend auch heute utopische Ideen, die sich kritisch mit

dem Jetzt auseinandersetzen und dabei transparent ihre Quellen offenlegen, aus denen sie sich formal oder politisch bedienen, durchaus auch relevant für die Jetztzeit sind.



Adalberto Abatte: "Self-Portrait. Build. Destroy. Rebuild", Palermo, 2012. Bild: Adalberto Abatte, © Imagine Architecture, Gestalten 2014

▶ Erstaunlich viele jetzige utopische Entwürfe verlegen die Städte ins Wasser (Offshore-Cities, schwimmende Inseln), und in der Realität sollen Zero-Carbon-Städte errichtet werden. Reagieren diese Utopien auf die Klimaveränderung? Ziehen sie sich davor zurück?

Lukas Feireiss: Der Begriff der Sustainability ist in den letzten Jahren inflationär verwendet worden, doch sind gerade im Zuge der Nachhaltigkeitswelle viele neue utopische Ideen und Konzepte entstanden. Ich glaube daher nicht, dass sich die utopischen Entwürfe der Gegenwart vor dem Klimawandel zurückziehen, sondern dass sie diesen proaktiv als Thematik aufgreifen.

Ludwig Engel: Damit wird die "Post-Klimawandel-Zukunft" quasi zur Utopie gemacht. Dass die Städte schwimmen, ist per se nichts Tolles, sondern dass es im Geiste von 'Water World' kein Land mehr zu besiedeln gibt, und dementsprechend die Städte in einer Zeit, in der es zum Schmelzen der Polkappen kommt, irgendwo neue Habitate schaffen müssen. Außerdem ist die Utopie schon seit der Antike mit dem Topos der Insel eng verknüpft.

▶ "Die gebaute Realität der Stadt entspricht nicht der sozialen Realität." Dies ist ein Erfahrungssatz der Stadtentwicklung, wenn Gebäude für eine festgelegte Funktion "abgeliefert" und wenn Stadträume überdeterminiert worden sind. Hilft dagegen "unfertiges" bzw. "inkrementelles" Bauen Schritt für Schritt?

Lukas Feireiss: Ich glaube, das kann man auf jedes Gebäude beziehen. Der Witz ist doch gerade, dass Architektur einzelne Generationen überlebt, wenn sie in der Lage ist, sich von ihrer ursprünglichen Nutzungsintention zu emanzipieren. Das ist wahrhaft nachhaltige Architektur.

Ludwig Engel: Da fehlt der aktuellen Stadtplanung nach ihren Effizienz- und Planungsparametern genau das, was eigentlich Stadt ausmacht, nämlich Verschwendung. Die Räume des Industriezeitalters sind von ihrer räumlichen Disposition her für heutige Maßstäbe erst einmal verschwenderisch. Das ermöglicht eine Flexibilität, ein Neu-Denken und Neu-Nutzen. Das ist unter aktuellen Planungsparametern kaum noch zu gewährleisten. Deshalb sind neue Gebäude heute sehr selten in der Lage, über einen längeren Zeitraum diese flexiblen Nutzungsmuster zu reflektieren.

Lukas Feireiss: Stimmt. Obwohl flexible Möglichkeitsräume für unvorhersehbare, zukünftige Nutzungen eigentlich gleich mitgedacht werden sollten.

▶ Eine Ambivalenz in der Anlage…

Lukas Feireiss: Genau. Nicht nur Verschwendung. Auch Widerspruch macht Stadt aus, das Nebeneinander von disparaten Momenten. Stadt macht Appetit auf das Paradoxe.

▶ Sollte man nicht das Nebeneinander, den Umgang mit dem

Älteren, Vorhandenen, so ausweiten, dass der Bau-Bestand der Stadt dialogisch einbezogen wird? Müsste man das nicht auch auf die 60er/70er Jahre beziehen, den damaligen Beton-Brutalismus der Hochzeiten des nicht so arg verschwenderischen Sozialen Wohnungsbaus? Wären diese Wohnkomplexe, auf denen ein Abrissdruck lastet, nicht zu integrieren in jenes flexible Konzept von Architektur und Stadtplanung?

Lukas Feireiss: Selbstverständlich. Die Kraft der urbanen Collage liegt in dem Nebeneinander all dieser Ebenen. In Berlin erleben wir gerade ein fast schizoides Phänomen aufgrund der Tatsache, dass der zeitgenössische Stadtdiskurs von zwei gänzlich unterschiedlichen Denkbewegungen geprägt ist. Zum einen vom heterogenen Ansatz, basierend auf dem, was das Image dieser Stadt in den letzten zwanzig Jahren bestimmte - die Vielfalt, die Koexistenz - und zum anderen einem historisierend homogenen Ansatz, der versucht, alles wieder zu vereinen, Baulücken zu füllen und ein bizarres Stadtschloss zu bauen. Diese beiden Ansätze reiben sich momentan aneinander. Es gilt abzuwarten, ob sie in der Lage sind, in Zukunft nebeneinander zu bestehen.

▶ Wird durch parametrisches bzw. 3D-Entwerfen der Architekt als Künstler abgelöst von der Technik als Entwerfer? Hat die Technik sich die Utopie angeeignet, ist sie die Utopie?

Lukas Feireiss: Das Instrument schreibt *immer* mit. Die

Technologie erweitert immer nur das Begriffsfeld, sie erweitert die Palette des Künstlers, die des Architekten…

▶ Entwirft sie nicht gleichsam aus sich selbst heraus?

Ludwig Engel: Ob die Algorithmen über die Kompetenz von Statikern und Energietechnikern hinauswachsen werden, kann ich nicht beurteilen. Aber es liegt eine unglaubliche Sprengkraft darin, wenn denn eine Maschine in der Lage ist, dem Entwurfskünstler die gesamte Infrastruktur zur Verfügung zu stellen, bzw. anders herum: wenn eine möglichst transparent von der technischen und regulativen Seite abgebildete Situation alle prototypischen Möglichkeiten einer Bebauung ausspuckt. Ich würde mich nicht so weit festlegen, dass der Autor sozusagen weiter den Stift in der Hand hält. Wenn jenes Entwerfen auf allen baulichen Dimensionen abbildbar ist, dann ist die Frage, was der Architekt noch macht.

Lukas Feireiss: Aber Frank Gehry hat eine eigene Company - Gehry Technologies - welche die Software für *High End Parametric Design* anbietet und von Architekten auf der ganzen Welt verwendet wird.

Ludwig Engel: Die Zukunft ist schon da…

Ludwig Engel arbeitet als Zukunfts- und Stadtforscher an der Entwicklung von Zukunftsszenarien und strategischen Handlungsempfehlungen im urbanen



Kontext mit verschiedenen Partnern aus Kultur, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft.

Bild: Privat



Lukas Feireiss arbeitet als Kurator, Autor und Künstler in der internationalen Vermittlung von zeitgenössischer Kunst, Architektur und urbaner Kultur jenseits disziplinärer Grenzen. Er unterrichtet an verschiedenen Universitäten weltweit.

Bild: Luise Volkmann

Die Stadt: Erfindung oder Erfahrung?

Smart City löst in Europa geteilte Reaktionen aus

In New Songdo, der buchstäblich aus dem (Meeres-)Boden gestampften koreanischen Smart City, hinterlässt jeder Schritt einen elektronischen Fußabdruck. Sensoren nehmen das Geschehen der Stadt auf, Video-Konferenzsysteme sind allgegenwärtig und die in der zentralen Kontrollstelle der Stadt gesammelten Daten sind im Smart Grid mit den Arbeitsstätten, Haushalten und Smart Phones verknüpft. Fußwege sind in diesem realmaßstäblichen Simulationsraum Luxus. In einem neuen Quartier von Graz dagegen legen die Smart-City-Planer Wert darauf, dass die Fußwege zum Pkw-Stellplatz länger sind als zur Bushaltestelle und den E-Bike-Sammelplätzen. Was ist Smart City, und wo ist sie?

Smart City (Kücheninseln, Stadtinseln und neu entdeckte Nachbarn) ist überall und nirgends. Sie ist einerseits die Realisierung der Idealstadt Le Corbusiers, der das "Gehirn der Stadt" im zentralen Hochhaus unterbringen wollte. Aus seinem Straßenraster ist Smart Grid geworden im Zuge der Anpassung des Baus der Stadt an die Architektur des digitalen Netzes. Smart City ist übertragbar auf jeden Ort. [37] Sie wird zum Exportschlager. Andererseits stellen

sich viele Smart-City-Projekte in den kompakten europäischen Städten als neuer Wein in alten Städten heraus. Smart ist dann ein neues, "IKT-gestütztes" Etikett, das dem hohl gewordenen Begriff der Nachhaltigkeit angeklebt wird. Die semantische Schwammigkeit wird durch Titel wie *Zukunftsstadt oder Morgenstadt* getoppt.

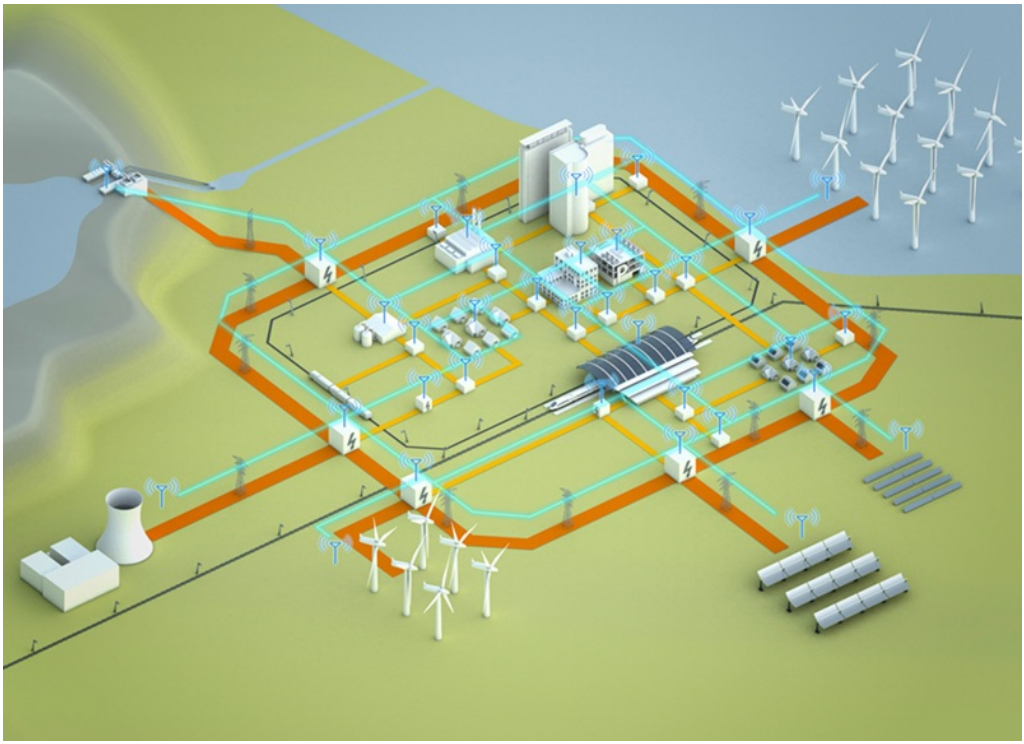


Vision von Smart Buildings als dezentralen Energiepuffern in einem Smart Grid. Bild: Siemens

Smart-City-Technologien setzen an den Schnittstellen der Kommunikations-, Ressourcen- und Infrastruktursysteme an. In sich vernetzt werden Bereiche wie Energie, Abfallwirtschaft und

Mobilität, etwa indem alle Betreiber von Verkehrsmitteln in einem Verbund elektronisch zusammengefasst werden, der dem Nutzer per Smart-Phone-App die jeweils optimale Kombination von Bahn bis Fahrrad anbietet. Die Systeme werden aber auch untereinander vernetzt und zu kleineren und kleinsten Einheiten heruntergebrochen wie Gebäudemanagement und Smart Meter. Das Zauberwort heißt Integration. Gezaubert wird insofern, als auch die administrativen Prozesse einbezogen sind, die Verwaltung und das politische Management der Städte. Suggeriert wird, dass die Integrationstechnologien der Stadtentwicklungsplanung ganz aktuell auf die Sprünge helfen.

Das Gegenteil ist jedoch der Fall. Schon vor Jahrzehnten wurde beklagt, dass eine integrierte Stadtentwicklungsplanung als ressortübergreifende Querschnittsaufgabe sich an der Resistenz der Ämter bricht. Diese Erfahrung wiederholt sich jetzt nur, wo die integrativen Leistungen der Elektronik aufgebürdet werden. Die einzelnen Ämter haben, vorsichtig ausgedrückt, unterschiedliche Geschwindigkeiten. Der "Medienbruch", der Abriss digitaler Prozesse und der Rückgriff auf papierenen Formularkram, ist nach wie vor behördenspezifisch.



Smart Grid: Energie- und Kommunikationsdatenflüsse gehen in beide Richtungen. Bild: Siemens

Der Bruch kann auch in der Realität liegen. Werden den Bürgern E-Government-Plattformen geboten, um zum Beispiel wilde Müllablagerungen zu melden, müsste auch der Kehrmodus umgestellt werden. Das ruft viele Widerstände bis zur Gewerkschaft auf den Plan. Eher ist die Enttäuschung der menschlichen Störungsmelder, dass nichts geschieht, in Kauf zu nehmen, und tatsächlich geht die Nutzerfrequenz solcher Portale nach der ersten Euphorie meist zurück.

Wartendes Verharren und vorauseilende Sprechblasen

Auf einer Tagung zu Smart Cities 2013 gab sich der Veranstalter, das Deutsche Institut für Urbanistik, bedeckt. Presse nicht zugelassen, um den "Teilnehmern aus Kommunen und Wissenschaft einen geschützten Rahmen (zu) bieten." [38] Woher die Ängstlichkeit? Liegt es am Auftritt des deutschen DIN-Institutes und der DKE? Smart City soll genormt werden. China und Japan, aber auch Frankreich und Kanada machen Druck. Nicht nur sollen technische Metriken und Indikatoren aufgestellt werden, nicht nur geht es um Einzelheiten wie Datenschutz oder Anzahl der Feuerwehrleute, sondern auch die Managementsysteme und urbanen Planungsprozesse hätten internationalen Standards zu folgen.



Energiezentrale für Geothermie (Erdwärme) im neuen Münchner Stadtteil Freiham. Bild: Mario Sedlak

DIN, CENELEC und ISO - die Zange aus deutschen, europäischen und internationalen Normen lehrt den Deutschen Städtetag das Fürchten. Die Verbindlichkeit von Normen erhöht den Kostendruck. Der politische Normierungsdruck hingegen dürfte von Interessen durchdrungen sein, die mit den Namen der Global Player zu umschreiben sind wie IBM, GE und Siemens, aber auch weniger bekannten wie Cisco.

Die Reaktionen auf solche Interventionen sind unterschiedlich, aber

im Vergleich zu asiatischen Ländern ist "wartendes Verharren" europäischer Stadtverwaltungen nicht unüblich. Ist das Zögern, dem Fortschritt hinterher zu rennen, zu brandmarken, oder liegt darin nicht unbewusste Weisheit? Die Allergie gegen Zerstörungen zugunsten von Neubauten mag hierzulande größer sein als anderswo, und die Historie der Städte ist zumindest an ihrer Struktur noch ablesbar. Es mag umstritten sein, vom "organischen Wachstum" der Kommunen zu reden, aber wenn Anthony Townsend [39] von "Architektur ohne Architekten" spricht, meint er, dass Gestalt und Idee von Städten erst im Nachhinein zu erkennen sind. Stadt ist, worauf wir Erfahrungen machen.



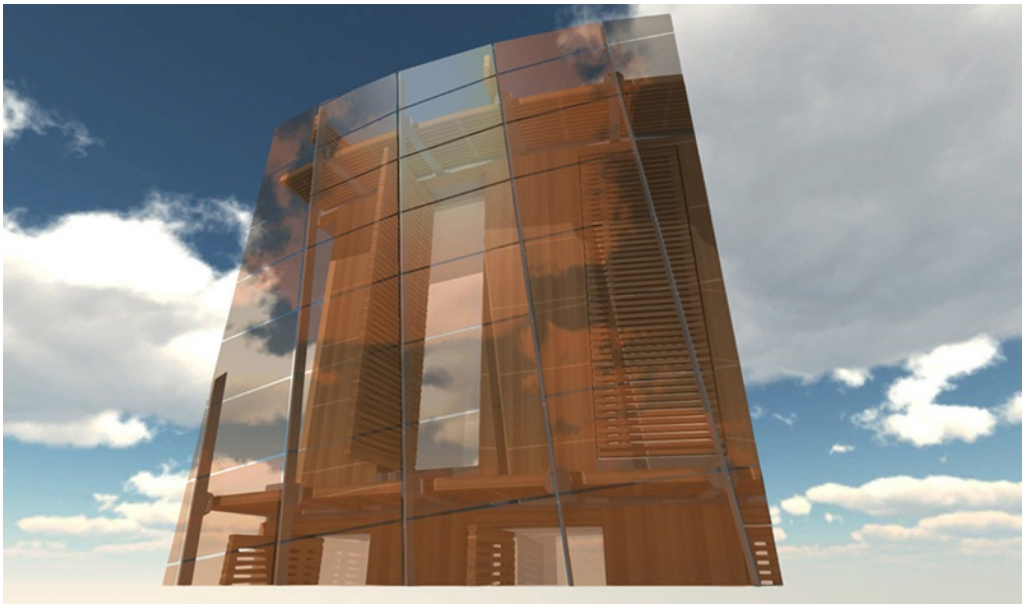
Der "Science Turm" als Krone einer auf einer Industriebrache

geplanten Smart City in Graz. Bild: Markus Pernthaler Architekt ZT GmbH

Diese Erfahrung macht empfindlich gegenüber Planstädten, die kraft einer Vision vom besseren Leben entworfen und in die Landschaft projiziert werden. Die Realisierung mündet in Dystopie. Townsend bezieht sich auf Gartenstädte, die ihr Erfinder, Ebenezer Howard, wie einen Mechanismus des natürlich-harmonischen Lebens vorgezeichnet hat. Aus der durchgrünten Stadt wurde im 20. Jahrhundert die autogerechte Stadt. Solche Fehlschläge sieht Townsend auch für aus dem Geist digitaler Netzwerke entworfene Städte voraus. Wenn sie "Top down" wie von einem Renaissanceherzog umgesetzt werden, bleibt vom Heilsversprechen einer sozialen Harmonie nichts, wenn nicht das Gegenteil, übrig.

Fehlschläge hat Townsend bereits in der amerikanischen Gegenwart ausgemacht. Smart-City-Projekte wurden in Public-Private-Partnership umgesetzt mit dem Risiko, das Netz zurückkaufen zu müssen, wenn der privatwirtschaftliche Partner etwa wegen Insolvenz ausfällt. Allein bei einem Wechsel des Betreibers stellt sich die Frage nach der Datensicherheit in der PPP-Gemengelage. Nicht minder paradox wirken sich Privatisierungen von Stadtwerken, Wasserbetrieben usw. in Deutschland aus. Sie sind damit sowohl der Steuerung als auch der "Daseinsvorsorge" der Städte entzogen, und ganzheitliche Ansätze einer "Digital City"

sind erschwert.



Die Fassade versorgt den Science Turm mit Strom. Bild: Markus Pernthaler Architekt ZT GmbH

Karlsruhe ist "Smarter City", und New Songdo ist "the greenest, smartest and most beautiful new city in the world". Die Komparative und Superlative sprudeln nur so heraus, wenn Smart-City-Projekte nicht mehr nur kommunalen Stadtplanern, sondern der Wirtschaftsförderung, dem Stadtmarketing oder großen Entwicklern anheimgegeben sind. Einfach super smart. Kompetenz, Innovation und Kooperation sind die Begriffe, die wie gestanzt in jedem zweiten Satz auftauchen. Die Frage ist, wer mit dem Dreschen solch leeren Marketing-Strohs wen übers Ohr haut: die Wirtschaftsförderungs-Abteilung ihre potentiellen Geschäftspartner

oder die Industrie ihre potentiellen städtischen Kunden. Die Antwort dürfte einfach sein.

Die Worthülsen nützen nicht minder Drittmittel-geschwängerten wissenschaftlichen Einrichtungen, um ihre auf EU-Förderung abzielenden Antragsschablonen zu füllen. Und dem Endverbraucher wird Smart Grid eine *Happy Hour* bescheren, heißt es in einer VDE-Zeitschrift. Was ist das für eine Glücksstunde, wenn die Waschmaschine nachts um zwei Uhr ihren Schleudergang hochfährt? Und was ist das für eine Schrecksekunde, wenn ich mit dem Smartphone von Ferne in die Abgründe meines Kühlschranks blicke?

Die Smartphone-Mätzchen täuschen darüber hinweg, dass nicht die Überwachung einfacher Haushaltsdinge das Ziel ist, sondern dass die Bündelung aller digitalen Informationen über die Smart Cities hinaus in nationale Datenbanken eingehen soll. Dies ist der Umschlagspunkt in militärische Interessen. Schutz vor Cyberangriffen wird für Smart Cities zentrale Bedeutung bekommen, wenn sie Blackouts vermeiden wollen. Der oberste Garant auch des Schutzes vor digitalen Angriffen ist das Militär, das den Cyberwar probt. Das Pentagon hat Cyber-City-Simulationen entworfen, bei denen wie in klassischen Manövern zu Übungszwecken zwei Gruppen eingeteilt werden: die (bösen) Angreifer und die (guten) Verteidiger. Um Hacker abzuwehren,

müssen die Verteidiger ihrerseits die Netze der Angreifer hacken. Im Ergebnis überbieten sich Angreifer und Verteidiger gegenseitig im Hacken. Fast wie im realen Krieg.

Dieses Aufschaukeln zu allgemeiner Zerstörung hat einen ganz einfachen Ausgangspunkt, das sogenannte Verletzungsparadox: Versuche, die Netzwerke der Länder oder Städte gegen alle Risiken abzusichern, vergrößern ab einem gewissen Punkt das Risiko des Angriffs oder Unfalls. [40]

Die saubere Säuberung des Urbanen

Wird Smart City nicht "Top down" in die Welt gesetzt, bieten sich die bestehenden und wieder wachsenden Städte als Labor an, um in kleinem Maßstab die Probe auf künftige Entwicklungen der Kommunikations-, Verkehrs- und Energienetze zu machen. Die Beispiele sind weit gestreut von geothermischer Fernwärmeversorgung über den Einsatz von GPS zur Verkehrsüberwachung bis zu "Power to gas", der Speicherung von Strom durch die Umwandlung in Gas. Werden auf regionalem, quasi nachbarschaftlichem Niveau neue Quartiere mit IT-basierter Infrastruktur in noch vorhandenen Freiräumen errichtet, soll und kann auf den baulichen Bestand der Umgebung Rücksicht genommen werden.



New Songdo: In 2020 sollen auf 65.000 Einwohner 300.000 Pendler kommen. Bild: Gale International

Die Vernetzungen könnten sukzessive erfolgen und Misserfolge leichter korrigiert werden. [41] Ein Zwischenergebnis von T(elekom)-City Friedrichshafen zeigte die Grenzen von E-Government auf. Die Bürger reden lieber persönlich mit den Mitarbeitern der Stadtverwaltung als virtuell. Der Friedrichshafener Telekom-Slogan "Wir leben Zukunft" zieht nicht so gut wie die uralte Faustregel, dass Kommunikation zu 55% aus der Körpersprache, zu 38% aus der Stimmlage und nur zu 7% aus der verbalen Mitteilung besteht. Mit jenen mageren 7% unterscheiden wir uns vom Tierreich.

Der technische Ausbau von New Songdo liegt in der Hand der amerikanischen Cisco. Die elektronische Verbuchung und pneumatische Entsorgung des Hausmülls in einem die Stadt untertunnelnden Rohrnetz ist nur ein Beispiel für die "connected community". Aber das reicht Cisco nicht: "Wir haben auch die größte Lifestyle-Erfahrung". Der kanadische Zweig von Cisco verspricht, mit Hilfe der Datennetze Alkohol- und Drogenmissbrauch sowie die sexuelle Misshandlung von Kindern eindämmen zu können. Sogar die Selbstmordraten könnten durch die Vernetzung gesenkt werden. Da sollte die Firma vorsichtig sein.



Eine Smart Card erschließt alles, auch den Eintritt in die Freizeit.
Bild: Gale International

Nach dieser Logik funktionieren die ganze Gesellschaft und die einzelnen Städte, als wären sie ein Wirtschaftsunternehmen. Wie in einem betriebswirtschaftlich angelegten Modell Wachstum und Ressourcen in Einklang gebracht werden, können dann gesamtgesellschaftlich Armut und Reichtum austariert werden. Damit wäre das Goldene Zeitalter von Smart Living angebrochen. Die Wirtschaftskreisläufe und die Schaltkreise im "Flow of Spaces" sind einander angepasst. Die schon von Marshall McLuhan aufgeworfene Frage, ob die Dinge eine Schaltkreiserweiterung der menschlichen Intelligenz sind oder die Bürger von Smart City in den Schaltkreis der Dinge eingeschlossen sind, bleibt sich gleich, weil aus dem Internet der Dinge das "Internet von allem" geworden ist. Cisco versteht sich auf soziale Positivschaltungen: "Die Leute wollen es wirklich."

Werden sie es wirklich gewollt haben, wenn aus der Connected Community die Gated Community ganzer Städte geworden ist? Glauben sie wirklich den sozialhygienischen Verheißungen von Technik und Wissenschaft?

» New technologies can't solve what are essentially political questions about power and rights. Sending health-care data from your bedroom directly to a hospital won't deliver national health care to everyone, nor control the growing power of big hospitals, big pharmaceutical and big insurance companies [42] «

Die Ingenieurtechnik übersteigert sich bei Smart City zu einer Ideologie der Allmacht, die an die Stadtplanung der 60/70er Jahre mit ihren kühnen Autobahn-Etageren und den weniger kühnen Kahlschlag-Sanierungen erinnert. Nur diesmal wird alles sauber. Der intelligente Kühlschrank ist in den Smart-Grid-Phantasien schon ein alter Hut. Die Entwickler arbeiten an Systemerweiterungen, die es dem Nutzer erst erlauben, eine Glühbirne einzuschalten, wenn die entsprechende Anzahl von Pflanzen "zugeschaltet" ist, die für die Neutralisierung der CO_2-Bilanz sorgen.

Die Psychoanalyse weiß, dass im menschlichen Nutzer bei so viel System-Sauberkeit unbewusst der dreckige Wunsch aufkeimt, sich einmal so richtig an der Umwelt zu versündigen. Eine gute Psychoanalyse dauert bekanntlich 200 Jahre. Die Psychoanalytiker haben genug Zeit, ihre Fortbildung auf E-Learning umzustellen. Sie und alle Kommunal- und Technik-Wissenschaftler werden nach 200 Jahren immer noch nicht wissen, wie die "Morgenstadt" aussieht.

Die Garage rockt das Haus

Nebenräume und Nebengebäude sind Ideengeber nicht nur in Palo Alto

Im Keller sind Entdeckungen zu machen. Wackelige Schränke, die Werkzeug bergen, Kommoden mit Schachteln, in denen unbekannte Papierfotos gestapelt sind und Kartons mit Messinggerümpel oder alten Büchern. Eine genaue Datierung ist selten möglich. Irgendein Vorfahr hat die Möbel für die Restlaufzeit ihres Bestehens zu "sekundärer Verwendung" abgeschoben. Aber der staubige Trödel ist von unbestimmter Historie umweht, bis das ein oder andere Stück sich in den Augen eines Nachkommens vielleicht als Antiquität entpuppt, die zu recyceln sich lohnt. Die Bretter des Schranks sind durch Nut und Feder und nicht durch IKEA-Dübel zusammengehalten. Und wer weiß, wozu der ausgediente PC eines Tages gut ist?



"HP"-Garage in Palo Alto, Kalifornien. Bild: Broken Sphere. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Der Keller ist der geheimste Ort einer Gedächtnislandschaft des Hauses. C.G. Jung nennt es Topografie der Psyche, aber genau genommen sind es archäologische Schichten, in deren unterster das Es herumgeistert. Der Keller ist ein "vermauertes Drama", schreibt Gaston Bachelard. C.G. Jung gräbt noch tiefer und errichtet auf diesem Fundament ein ganzes Haus:

» *It is as though we had to describe and explain a building whose upper story was erected in the nineteenth century, the ground floor*

dates back to the sixteenth century, and careful examination of the masonry reveals that it was reconstructed from a tower built in the eleventh century. In the cellar we come upon Roman foundations, and under the cellar a choked-up cave with neolithic tools in the upper layer and remnants of fauna from the same period in the lower layers. That would be the picture of our psychic structure. «

C.G. Jung

Wie sich das Kellergerümpel einer genauen Zeit- und Ortsbestimmung entzieht, so geht das in die Aura des ganzen Raumes ein. Er ist alterslos, zumal wenn er als Grundmauer eines neu errichteten Hauses übernommen wurde. Der Keller birgt etwas ohne genaues Woher und Wohin. Geburts- und Sterbeurkunde sind verlorengegangen. Die Unbestimmtheit des Raumes prädestiniert ihn für neue Nutzungen. Ein näherer Vorfahr hat eine Werkbank für Bastelei eingerichtet. Die Waschküche ist dem Partykeller gewichen.

An der Spitze des Hauses, auf dem Dachboden, tut sich Ähnliches. Der Hängeboden zum Trocknen der Wäsche und die Dienstmädchen- bzw. Knechtskammer (in ländlichen Gebieten) sind beseitigt. Bank und Handwerker haben vereint zum Dachgeschoss-Ausbau geraten. Die Funktionsänderungen sind möglich, weil sie sich im Rahmen einer der beständigsten Konstruktionen in der Geschichte des Hausbaus abspielen. Zimmerleute, in der ältesten

aller Zünfte zusammengeschlossen, errichten seit Jahrhunderten nach gleichem Muster Dachstühle, die sich mit neuen Außenhäuten und geänderten Innenzuschnitten vertragen. Die Grundrisse der Dachgeschosse sind offen, und die Räume können auch übereinander geschichtet werden wie in Maisonette-Wohnungen. Das ist heute. Wer vor dem Ersten Weltkrieg in Kellerlöchern oder in stickigen Dachkammern von Mietskasernen hauste, wird das "vermauerte Drama" ganz wörtlich empfunden haben.

Lernende Gebäude

"Form follows function" ist ein inzwischen in Beton gegossener Satz. Er ist zur gebauten, meist vorgefertigten Realität geworden. Die Vergegenständlichung des Programms der Moderne hat zur Erstarrung geführt. Das Programm droht, wenn zum Stereotyp geworden, ins Gegenteil umzukippen: "Form frozes function". Auch das "Bauhaus" hat übersehen, dass sich in der Generationenfolge zwischen der fertigen Form und der familialen Realität der Nutzer eine Schere öffnet. Der Druck zum Umbau wächst. "Function melts form." Häuser sind nie fertig, und das sollte zum Konzept ihres Baus erhoben werden.

Allerdings ist dem Bauhaus mit seinem Konzept des "fließenden Raumes", der Aufhebung innerer Grenzen und der Durchdringung der Wandbegrenzung nach draußen noch der geringste Vorwurf zu

machen. Am Wettbewerb "Das wachsende Haus" nahmen 1932 Architekten von Rang und Namen teil, die dem "Neuen Bauen" verpflichtet waren, von den Gebrüdern Taut über Erich Mendelsohn bis zu Walter Gropius. In Zeiten wirtschaftlicher Not sollte ein "billiger Hauskern" entworfen werden, der bei Bedarf erweiterungsfähig ist.

"Binsenweisheiten" heißen meist solche, deren wahrer Kern übersehen wird. Beispiel Bischofspalais: Die Annahme, dass die strahlende Repräsentativität dieser Gebäude ihre Beständigkeit garantiert, ist vordergründig. Kaum kommt ein neuer Bischof, verlangt es ihn nach einer neuen Repräsentation, die ihm auf den Leib geschrieben ist. Er baut wie selbstverständlich um. Das kann zum Zwang ausarten, wenn es heute noch betrieben wird. Siehe Limburg. Die alten Bischöfe orientierten sich an den Kathedralen, die wechselnde Stile an und in sich trugen und diese ihrerseits prägten. Welche "Stil-Blüten" das im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts beim Denkmalschutz auslöste, beschreibt Hermann Lübbe:

» Denkmalschutz ist freilich nicht Rückbau - es sei denn, es handele sich, wie bei der Rebarockisierung einstmals gotischer Kirchen, um denkmalpflegerischen Rückbau jenes purifizierenden denkmalpflegerischen Rückbaus von gestern, den man heute als Vandalismus empfindet. «

Hermann Lübbe [43]

Ausgerechnet die Kathedralen unterliefen schon zu ihrer Zeit die Debatte des Denkmalschutzes über Authentizität.

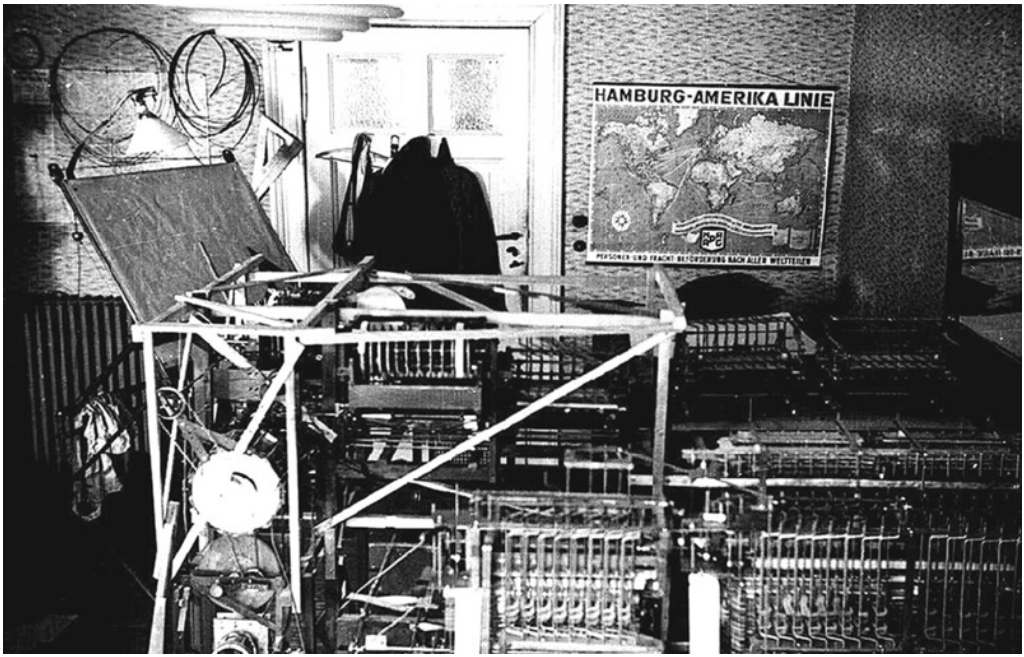
» The scaffolding was never taken completely down around Europe's medieval cathedrals because that would imply that they were finished and perfect, and that would be an insult to God. «
Stewart Brand [44]

Die Perfektionierung des Imperfekten, die Offenbarung der fraktalen Evolution von Sakralbauten, lässt sich wieder auf Profanbauten anwenden. Wenn das Gebäude eine Extension seiner Bewohner ist, sollte es Räume möglicher Expansion bereithalten. In den Einfamilienhäusern der USA sind das meist die Veranda und die Garage.



Kirche unter der Kirche und zugleich Grablege: Krypta des Doms zu Speyer. Bild: Harro52. Lizenz: CC-BY-SA-3.0

Die Garage ist ein Mythos. Die amerikanische Tellerwäscher-Legende ist durch einen Ursprungsmythos abgelöst worden, für den die Gründer von "HP", Apple, Microsoft und Google stehen. Die Garage, in der Bill Hewlett und David Packard werkelten, ist zu einem Nationalheiligtum geworden, nachdem die Firma sie zu Imagezwecken "zurückgekauft" hat. Der Mythos bildete sich nicht erst im digitalen Zeitalter heraus, sondern im industriellen. Dafür stehen u.a. Henry Ford und Gottlieb Daimler, der im Gewächshaus experimentierte.



Wie alles anfing: der erste von Konrad Zuse erbaute Rechner, 1938 in der Kreuzberger Wrangelstraße. Bild: Privatarchiv Horst Zuse

Mit Stewart Brand könnten Garagen als die kleinste Zelle lernender Gebäude bezeichnet werden. Die Umnutzung befreit den Raum und seinen Nutzer von der Normativität einer bestimmten Funktion. Der Garagenwerker kann den Raum frei von Auflagen individuell gestalten. Die neue Programmierung eines obsoleten Raumes, das frische Beginnen, fördert die Kreativität. Fertiggaragen können auch, darin Containern verwandt, umgesetzt werden. Garagen als die erste Station junger Existenzgründer befreien auch vom elterlichen Zwang im Haus. So wie die Alten auf bäuerlichen Anwesen Europas sich ins "Austragshaus" zurückzogen, bieten Garagen den jungen Erwachsenen einen Flucht- und

Rückzugsraum. Ihre Psychomotorik setzt sich in der selbstgewählten Intimitätsregion in mobile Technik um. Mobilität und Intimität sind kein Gegensatz.

Helmut Schelsky beschrieb bereits in den 50er Jahren eine Jugendrevolte in der Mittelschicht der USA und im Besonderen in der von Deutschland. Die Jugend trug den psychischen und sozialen Druck, unter dem sie stand, nicht in offener Konfrontation aus, sondern überführte ihn in technische Innovation. Das schafft Überlegenheit gegenüber der Eltern-Generation. Zur technischen Revolte kam die den Rhythmus beschleunigende musikalische, was sich dann in den 60er Jahren als Garagenrock und später als Punk artikulierte - die akustischen Vorteile des Gemäuers zum Üben nutzend.

Von der Peripherie her erneuern

Die unbestimmten, für Umnutzung prädestinierten, aber kaum wahrgenommenen Räume befinden sich an der Peripherie des Gebauten, ob Haus, ob Stadt. Am Haus sind es auch Schuppen, ehemalige Ställe oder Dachterrassen, und großmaßstäblich sind es die suburbanen "Streuelemente" wie kleine Klitschen von "Autoschraubern" oder die von den Planern missachtete Spontanvegetation an Tümpeln und verfallende Gemäuer an Kiesgruben, die Jugendliche anziehen. [45] Diese Areale sind von

einer unsichtbare Bannmeile umgeben.

Im Extremfall schlagen die Umnutzungen jedoch wieder aufs einzelne Haus und in dessen Wohnräume zurück. Die ersten Router wurden im Wohnzimmer geschraubt, das Schlafzimmer war das Labor, und in der Toilette wurde lackiert. Von da an ging es bergauf bis zu einem Unternehmen, das heute Cisco heißt. Seinen ersten - überhaupt den ersten - Computer baute Konrad Zuse 1938 im Wohnzimmer seines Elternhauses in Berlin-Kreuzberg raumfüllend zusammen.

Für alle Gebäude und Freiflächen, die von Startups und Raumpionieren bevorzugt werden, gilt: Je weniger Eigenschaften ein Objekt hat, desto besser. Es kann durch die neue Nutzung nicht missbraucht werden. Architektonische Grundsätze werden in diesem Fall durch die Freiheit des Gebrauchs nicht verletzt. Fenster können nach dem Willen der Nutzer geöffnet und geschlossen werden. Das wechselnde Wetter wird wahrgenommen. Wände können problemlos versetzt werden, Öffnungen in Außenwände geschlagen werden. Es gibt kein Verbot, etwas an die Wand zu nageln. Andreas Feldtkeller macht den springenden Punkt im Verhältnis von Planern und Nutzern aus:

» *Die Menschen sind dann bereit, ein neuartiges Projekt mitzutragen, wenn man sie nicht als Konsumenten behandelt, sondern sie selbst*

machen lässt. «

Andreas Feldtkeller [46]

Für jenes Selbermachen sollten Gebäude eine Toleranz entwickeln. Diese Toleranz finden Zwischennutzer auf Industriebrachen. Durch die Gebrauchsänderung emanzipiert sich das Gebäude gleichsam von seiner angestammten Architektursprache. Es wird gegen den Strich gelesen und gewinnt dadurch. Stewart Brand hält besonders amerikanische Städte für geeignet, recycelt zu werden, weil die Wohnquartiere von vorneherein hybrid sind, ein Gemisch aus Ethnien. Die Bauwerke sind ein Amalgam aus Stilen, und in den Städten vermischen sich die Funktionen.

Deutschland tut sich da schwerer, weil die Funktionsteilung in Wohnen, Arbeiten und Freizeit bzw. Konsum, die vor dem Krieg propagiert wurde, nach dem Krieg zementiert worden ist. Durchmischung ist eine relativ neue Parole. "Re-use" und "Recycle" tragen zur Durchmischung bei und sind nicht einmal auf leerstehende Altbauten angewiesen. Neue Gebäude könnten von vorneherein auf späteren Re-use angelegt werden. Der provisorische, unfertige Charakter gäbe den Nutzern mehr Möglichkeiten an die Hand. Die nachhaltigsten Gebäude sind solche, welche die Bewohner oder Nutzer in den Prozess ihrer Vervollständigung involvieren. Es sind Gebäude, welche die hybriden Verwendungen der Nebengelasse in ihre eigene Struktur

übernehmen.



S-Bahnbögen in Berlin. Bild: Bernhard Wiens

Die zynische Form solch einer Integration sind Carlofts. [47] Kraftwagen des Typs "demonstrativer Konsum", die in Berlin-Kreuzberg sich nicht parkend auf der Straße blicken lassen dürfen aus Angst vor Beschädigung, werden in die Wohnung mitgenommen, gleichsam zur narzisstischen Selbstbespiegelung des Insassen. Die Limousinen füllen den Raum, Tiefenpsychologisch gesehen wird dadurch eine katastrophische Situation heraufbeschworen. Der Bewohner ist eingeklemmt zwischen Auto und Wand. Das Trauma, auf der Straße angegriffen zu werden, wird durch ein anderes, dem Schlafzimmer näheres ersetzt. Die Träume werden verdorben.

Das Gegenteil solcher Einhegung von Verkehrsmitteln durch Verstopfung privater Räume sind offene Strukturen. Die Raumkonzeption bleibt hierbei abstrakt. Die Räume sind der Erweiterung und Schrumpfung fähig, und sie öffnen sich nach außen zum urbanen Raum, der um so besser funktioniert, je weniger die Innenstädte von Verkehr belastet sind. Stewart Brand empfiehlt, mehr in die Grundstruktur von Gebäuden zu investieren und weniger in den Endausbau.

Sogar Parkhäuser, die Geschoss-Variante von Garagen, könnten vom Abriss verschont bleiben. wenn der städtische Verkehr zurückgeht. Sie haben jene skelettartige Struktur, die Le Corbusier bereits als Grundmuster für den Hausbau vorgeschlagen hatte. Sie

bieten sich für Künstler-Ateliers und andere Pionier-Nutzungen an. Stattdessen sind zum Beispiel die denkmalgeschützten Kant-Garagen in Berlin, ein im Stil der Neuen Sachlichkeit 1929/30 errichtetes Parkhaus, vom Abriss bedroht.

Keller und Dachboden, Nebengelasse und Garagen liegen im Schatten. Sie sind dem repräsentativen Glanz des Hauses entzogen. Wenn sich das Haus seiner "Stiefkinder" wieder besinnt, wird das Glanzlicht gedämpft. Dämmerung zieht ein wie im traditionellen japanischen Haus. Die Bewohner gleiten in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen, zwischen bewusster Wahrnehmung und unwillkürlicher Erinnerung. Dieser Schwebezustand kann, frei nach Bachelard, nur in einem vertrauten Gehäuse entstehen. Das Haus erzählt seine Geschichte und die der Stadt.

Fußnoten

[1] Kevin Lynch: Das Bild der Stadt, 2. Aufl. Gütersloh/Berlin u.a. 2001.
< zurück

[2] Ferdinand Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, (Nachdruck) Darmstadt 2010.
< zurück

[3] Elfie Miklautz u.a. (Hg.): Die Küche. Zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raums, Wien - Köln - Weimar 1999, S. 38f. (Beitrag Hanisch/Widrich).
< zurück

[4] Dominique Laporte: Eine gelehrte Geschichte der Scheiße, Frankfurt a.M. 1991.
< zurück

[5] Siehe ebd., S. 83.
< zurück

[6] Quer über die Stilepochen regten Mätressen ihre Liebhaber zur Errichtung von Bädern an. Gegenteiliges wird über das Badhaus der Luxusklasse in Schwetzingen, 1768-72, ausgesagt. Es sollte ein *locus amoenus*, ein lieblicher Ort dahingehend sein, dass sich dort

der Kurfürst von seinen Mätressen und vom Regieren erholte.
< zurück

[7] Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation, Zwei Bände, Frankfurt a.M. 1997.
< zurück

[8] Im Sinne von räumlicher Abgrenzung sozialer Schichten
< zurück

[9] "gi" = 2. Person Plural
< zurück

[10] Helfen soll die "offene Defäkation": Kompostierbare Einwegbeutel vermindern die Infektionsgefahr in Slums.
< zurück

[11] Siehe Florian Werner: Dunkle Materie. Die Geschichte der Scheiße, München 2011, S. 180-183. - Laut Werner bezeichnete ein leitender KZ-Arzt Auschwitz als *anus mundi* - Arsch der Welt.
< zurück

[12] Die Varianten können hier nicht wiedergegeben werden.
< zurück

[13] Vgl. Theodor W. Adorno: Henkel, Krug und frühe Erfahrung, 1965.

< zurück

[14] Bauherr und Gestalter: William Morris. Der Stil könnte "Gothic light" genannt werden.
< zurück

[15] Wichtige Hinweise verdanke ich Lukas Feireiss, Georg Kohlmaier, Anton Markus Pasing und Norbert Rheinländer. Fehler verantworte ich allein, B.W.
< zurück

[16] Anke Strunz für Jung von Matt, 2009
< zurück

[17] Vgl. Pascal Dibie: Wie man sich bettet. Die Kulturgeschichte des Schlafzimmers, Stuttgart 1989, S. 124. - Dibies Angaben sind nicht immer zu verifizieren.
< zurück

[18] Saint-Simon, Louis de Rouvroy, zitiert nach Dibie, a.a.O., S. 125.
< zurück

[19] Die Japaner haben das Tagschlafen (Inemuri) zur Meisterschaft entwickelt.
< zurück

[20] Vgl. Paul Virilio: Ästhetik des Verschwindens, Berlin 1986.

< zurück

[21] Kai-Detlev Sievers: Schlafgelegenheiten ländlicher Unterschichten im 19. Jahrhundert, in: Nina Hennig / Heinrich Mehl (Hg.): Bettgeschichte(n). Zur Kulturgeschichte des Bettes und des Schlafens, Schleswig 1997, S. 86.
< zurück

[22] Vgl. Gert Selle: Die eigenen vier Wände. Wohnen als Erinnern, Berlin o.J. - Tote sind mit den Füßen zuerst aus dem Sterbezimmer zu tragen.
< zurück

[23] Beschreibung einer "Centralpenne", 1885, zitiert nach Kai-Detlev Sievers: Schlafgelegenheiten ländlicher Unterschichten im 19. Jahrhundert, in Hennig/Mehl: Bettgeschichte(n), a.a.O., S.94.
< zurück

[24] Vgl. Brigitte Holzinger: Eine Reise durch die Nacht. Zur Physiologie und Psychologie von Schlaf und Traum, in: Erika Oehring (Hg.): Süßer Schlummer. Der Schlaf in der Kunst, München - Berlin, 2006, S. 72.
< zurück

[25] Von Iwan Gontscharow
< zurück

[26] Francoise de Bonneville: Das Buch vom Bad, 2. Aufl. München 2002, S. 88.
< zurück

[27] Vgl. ebd., S 86 u. 93.
< zurück

[28] Zit nach Susanne Grötz/Ursula Quecke (Hg.): BALNEA. Architekturgeschichte des Bades, S. 55.
< zurück

[29] Im orientalischen Hamam und dem japanischen Sento hat sich gemeinschaftliches Baden bis heute erhalten.
< zurück

[30] Vgl. Siegal, Jennifer (Hrsg.): More Mobile. Portable Architecture for Today, Princeton 2008, S. 14ff.
< zurück

[31] Vgl. Gert Selle: Innen und außen, in: Peter Döllmann / Robert Temel (Hg.): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und öffentlich, Frankfurt/New York, S. 209-228.
< zurück

[32] Nikolaus Kuhnert/Anh-Linh Ngo, in: ARCH+ 208, S. 171.
< zurück

[33] Die Mini- und Maxi-Pneumakosmen sind inzwischen unter dem Branding "Aeropolis" zu einer Geschäftsidee geworden.
< zurück

[34] Peter Haimerl, zitiert nach Martin N. Kunz/Michelle Galindo: modular houses", Ludwigsburg 2005, S. 82.
< zurück

[35] Jürgen Heinert und Michael Sailstorfer haben eine Holzhütte gebaut, die von ihrem eigenen Ofen aufgeraucht wird.
< zurück

[36] Wertvolle Hinweise verdanke ich Ludwig Engel, Lukas Feireiss und Jan Liesegang.
< zurück

[37] Zum Begriff der U(biquitous)-City vergleiche Florian Rötzer: Vom Wildwerden der Städte, Basel 2013.
< zurück

[38] Das Verdikt wurde in nachträglichen Einzelgesprächen gelockert.
< zurück

[39] Anthony M. Townsend: Smart Cities. Big data, civic hackers, and the quest for a new utopia, New York/London 2013.
< zurück

[40] Siehe: Florian Rötzer: Smart Cities im Cyberwar, Frankfurt 2015
< zurück

[41] Der Aufbau der Öko-Stadt Masdar in Abu Dabi war hingegen als solches gefährdet, als die Finanzkrise kam.
< zurück

[42] Metropolis Magazine
< zurück

[43] Hermann Lübbe: Im Zug der Zeit.. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart, 2. Aufl. Berlin u.a. 1994, S. 89.
< zurück

[44] Stewart Brand: How Buildings Learn. What Happens After They're Built, New York - London u.a. 1994.
< zurück

[45] Der Spaziergangsforscher Boris Sieverts erschließt dergleichen Räume.
< zurück

[46] In: Schader-Stiftung (Hrsg.): Wohnwandel. Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens, Darmstadt 2001, S. 94.
< zurück

[47] Das erste deutsche Carloft ist im tiefsten Kreuzberg errichtet worden, wo es laut Prospekt "hip" ist.

< zurück

Klappentext

Wie wohnten unsere Vorfahren? Wie werden unsere Kinder wohnen? Dazwischen liegt die Gegenwart, der Bestand – so wie wir wohnen. Reicht uns das? Ohne die Frage, wie wir wohnen wollen, ist keine Veränderung möglich.

Im Schlaf- und Wohnzimmer sind wir beruhigt, wenn die Dinge auf dem gewohnten Platz liegen. Änderungen beschleichen uns eher ungewollt, wenn etwa die Familie nicht mehr im geschlossenen Kreis sitzt oder halbrund vor dem Fernseher. Gewollte Änderungen gehen eher von der Küche aus, die sich einmal "mitten unter den Gästen befand", dann abgeschirmt, abgedrängt wurde, sich als "Maschinenraum" auf das kleinste ergonomische Maß zurückzog, zuletzt aber wieder ins wärmende Zentrum des Hauses rückt. Noch turbulenter das Bad, das eng mit dem Prozess der Zivilisation verknüpft ist, mit der Entwicklung von Intimität und Scham.

Die einzelnen Kapitel nehmen den Leser auf einen Rundgang durch das Haus mit. Funktionsteilung im Haus ändert sich im Wechselspiel mit der Arbeitsteilung der Stadt. Wohnen, Arbeiten und Freizeit – wie sie zu entmischen oder wieder zu durchmischen sind, das ist die vom 20. Jahrhundert geerbte Frage. Erörtert wird, wie die Gliederung des Hauses mit derjenigen der Stadt zusammenhängt. "Smart City" bemüht sich um eine beschleunigte

Antwort. Rationalisierung heißt heute Digitalisierung und Digitalisierung heißt Virtualisierung der Stadt. Die Raum/Zeit-Kompression macht aus den Städtern eine "connected community". Die infrastrukturellen und wirtschaftlichen Kreisläufe der Stadt werden harmonisiert und optimiert.

Aber Utopien künftigen Wohnens sind durch solche Realvisionen nicht abgeschafft. Mobilen Wohnungen (Tiny homes) entsprechen pulsierende Städte auf Stelzen, in Wolken, auf dem Meer oder unter Wasser. In Gerüste werden Module eingehängt. Die beschriebenen Modelle gehen von lernenden Städten aus, die den Benutzer in den Prozess ihrer nie vollendeten Vervollständigung einbeziehen.

Über den Autor:



Bernhard Wiens, promoviert in Sozialwissenschaften, arbeitet als Dozent und Journalist mit dem Schwerpunkt auf Kultursoziologie der Medien, der Stadt und der Landschaft.

Impressum

Bernhard Wiens

Leben im Gehäuse

Wohnen als Prozess der Zivilisation

Herausgeber: Florian Rötzer

Umschlaggestaltung & Herstellung: Michael Schuberthan
Titelbild: Steffen Jännicke c/o info@loftcube.net

ISBN 978-3-95788-053-6 (V1)

Copyright © 2015 Heise Medien GmbH & Co. KG, Hannover

Die vorliegende Publikation ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten.
Die Verwendung der Texte und Abbildungen, auch auszugsweise, ist ohne die schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und daher strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
Alle Informationen in diesem Buch wurden mit größter Sorgfalt kontrolliert. Weder Herausgeber, Autor noch Verlag können jedoch für Schäden haftbar gemacht werden, die in Zusammenhang mit der Verwendung dieses Buches stehen.

Heise Medien GmbH & Co. KG
Karl-Wiechert-Allee 10
30625 Hannover

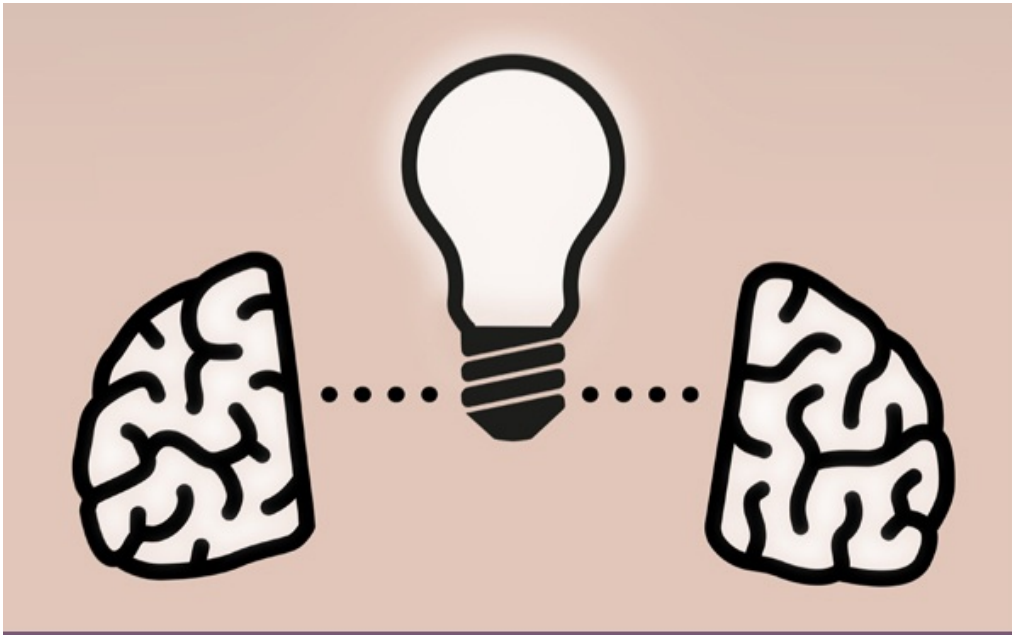
Weitere Telepolis-eBooks

Susanne Aigner Unser Essen Wie funktioniert die Ag



rar- und Lebensmittelindustrie?

mehr ▶



Reinhard Jellen

WISSEN OHNE RELEVANZ

PHILOSOPHEN ÜBER LEBEN UND TECHNIK

TELEPOLIS

Reinhard Jellen Wissen ohne Relevanz Philosophen über Leben

n

und

Technik

mehr ▶

Kurt Gritsch

Niederwieder Krieg



Kurt Gritsch

NIE WIEDER KRIEG (OHNE UNS)!

DIE ROLLE VON GRÜNEN, LINKEN UND MEDIEN IM KOSOVO-KRIEG

TELEPOLIS

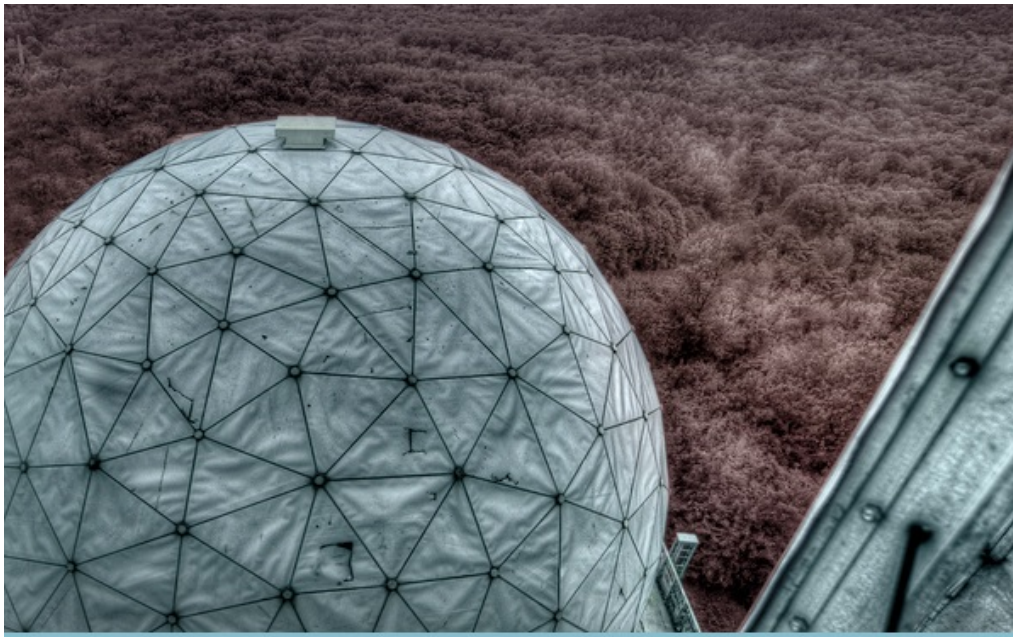
(ohne uns)! Die Rolle von Grünen, Linken und Medien

im Kosovo-Krieg

mehr ▶

Gerhard Piper

Abhörstaat



Gerhard Piper

ABHÖRSTAAT DEUTSCHLAND

DIE SIGINT-LANDSCHAFT SEIT 1945 IN OST UND WEST

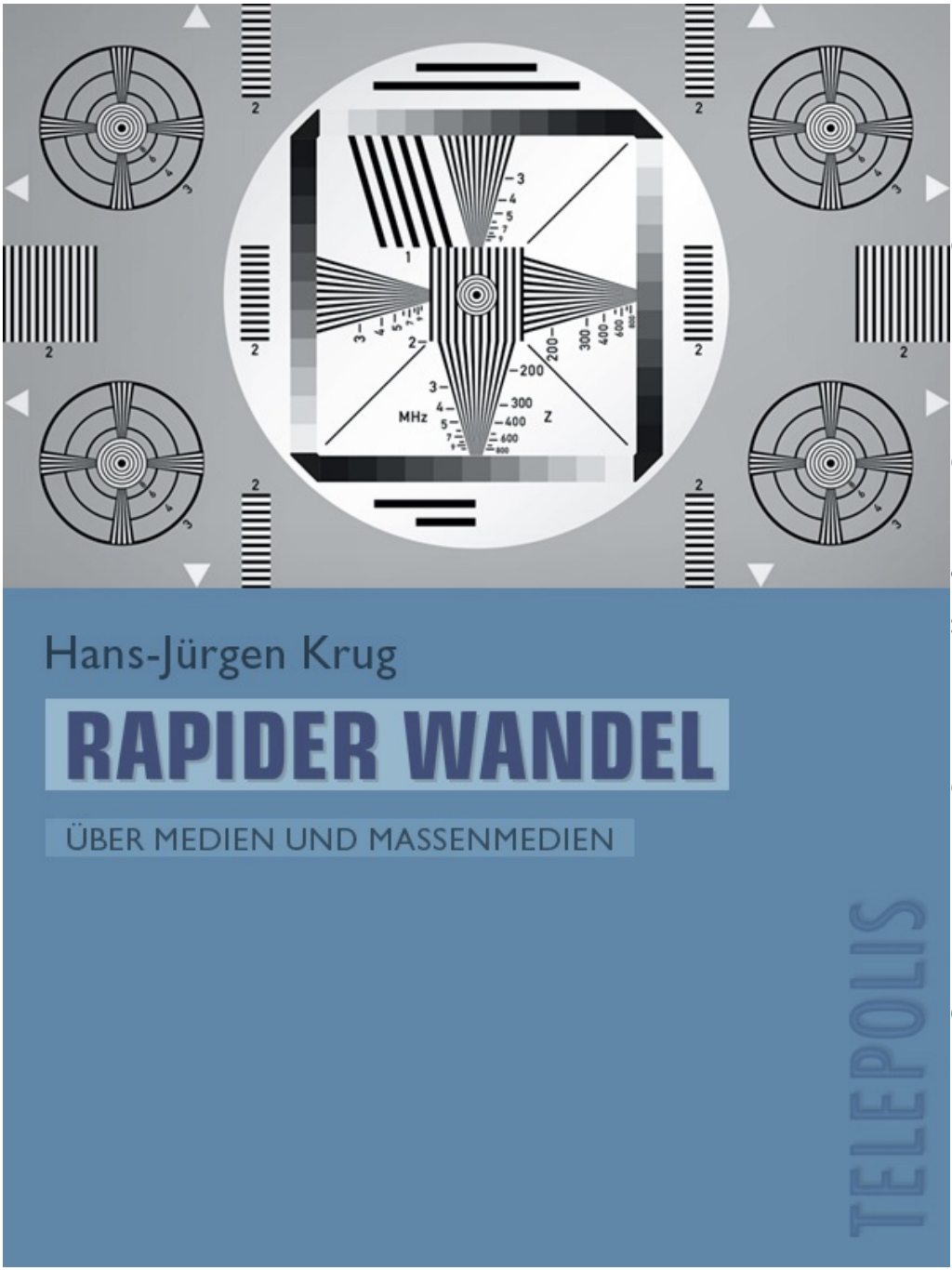
TELEPOLIS

Deutschland Die SIGINT-Landschaft seit 1945 in Ost

und West

mehr ▶

Hans-Jürgen Krug Rapider Wandel



Über Medien und Massenmedien

mehr ▶



Hg.: Tomasz Konicz, Florian Rötzer

AUFBRUCH INS UNGEWISSE

AUF DER SUCHE NACH ALTERNATIVEN ZUR KAPITALISTISCHEN DAUERKRISE

TELEPOLIS

Hg.: Tomasz Konicz, Florian Rötzer Aufbruch ins Ungewisse

Auf der Suche nach Alternativen zur kapitalistischen D

au
er
kri
se

m
eh
r
▶